

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339315](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339315)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der alte Lindenmüller.

(Mit einer Abbildung.)

„Siehst du, Lieschen,“ sagte die junge, arbeitliebende Frau Zeibig, hochaufgeschürzt im Hofe eines bäuerlichen Gehöftes hinter einer Wasserkufe stehend, „nun bin ich hier mit Scheuern und Putzen fertig. Großmutter packt schon oben die Tragkörbe voll Wasche und Kleingeräthe ein, und heute Nachmittag bereits fährt der Vater all' diese Sachen ins Oberdorf, indeß Karl die Stubengeräthe auf dem Ruhwagen holt.“

„Schlafen wir da nicht heute noch einmal im alten Hause, Mutter?“ fragte Lieschen, ihr rundes, freundliches Gesicht zu Frau Zeibig emporhebend, die vor lauter Eifer kaum die Zeit sich gönnte, einmal aufzuschauen.

„Nein, mein Kind,“ lautete der Mutter Antwort; „die vergangene Nacht haben wir zum letztenmal hier geschlafen, und sobald der Vater die Fässer, Wannen und Waschkörbe abgeholt hat, kommt zuerst die Reihe an dein Bettchen. Noch heute Abend ziehen wir Alle hinüber ins Oberdorf und nehmen Quartier im Lindengut, das, wie du weißt, wir vom alten Lindenmüller gekauft haben.“

„Den ich durchaus nicht leiden kann!“ sagte Lieschen.

„Und warum denn nicht?“ forschte Frau Zeibig.

„Weil der alte Lindenmüller immer so finster und grämlich dreinschaut!“ meinte das Mädchen; „und wenn man durch den Hof geht, so guckt er einem nach auf Schritt und Tritt. Mir wird's dabei immer ganz ängstlich zu Muthe, und ich fürchte jedesmal, er werde mich tüchtig ausschelten!“

„Nicht doch, Lieschen!“ tröstete die Mutter; „hab keine Angst; ich werde darüber wachen, daß der alte Mann und sein bissiger Hund dir nichts zu Leide thun. Vielleicht ist der Lindenmüller krank, oder hat sonst was, weil er manchmal finster drein schaut; denn sonst wüßte ich doch gar keinen Grund, warum er gerade dir grollen sollte.“

Lieschen, ohne eben beruhigt und getröstet zu scheinen, schwieg, und als mit der untergehenden Sonne der Wagen fortrollte, welcher mit

der Eltern Betten auch ihr Bettchen mitnahm, ging sie mit der Mutter hinterdrein. Vor dem Wagen ihres Vaters kam ihr Bruder Karl, um etliche Jahre älter als sie, mit dem niedrigen Bretterwagen, an dessen Hintertheil er die neumeckende Kuh und die Ziege angebunden hatte. Alles schien sich zu freuen, daß jetzt die unruhige Zeit des Ausziehens ihrem Ende sich nahe. Diese frohe Stimmung wurde noch erhöht durch die grüne Fichtenranke am Hofthor und den weißen Zettel mit dem mächtig groß darauf geschriebenen Gruße: „Willkommen!“ Gute und freundliche Nachbarn hatten der einziehenden Familie diese Ueberraschung bereitet, und auf dem runden Tisch in der Unterstube lagen nebeneinander ein frischgebackenes Brod, ein Geberbuch, ein Pfennig, und dabei stand das Salzfüßchen; an der Thür lehnte ein neuer Besen. Solches war der alte, fromme Brauch beim Einzug in eine neue Wohnung.

Die Nachbarn kamen herbei und wünschten Glück und Segen ins neubetretene Haus. Auch der alte, mürrische Lindenmüller, welcher das Gehöfte der Familie Zeibig verkauft hatte, murmelte frostig einige Worte dazu, die klingen sollten wie eine Begrüßung. Sein Häuschen, dessen Benutzung er sich ausschließlich vorbehalten hatte beim Verkauf, lag hinter dem Hauptgebäude, das die neuen Eigentümer bewohnen wollten. Durch einen niedrigen Zaun war es von dem Gute getrennt und hatte zwei Zugänge. Der eine führte von dem Eigangsthore dahin, und der andere mündete seitwärts auf einen Fahrweg. In diesem Häuschen also wohnte der Auszügler, der alte Lindenmüller, ein im Dorfe als Haberecht und silzig verrufener Mann. Vor drei Monaten hatte er sein Gut verkauft, weil er, nach dem Tode seiner Frau, keinem Menschen mehr traute und nicht mehr mit fremden Leuten, wie er sein Gefinde nannte, wirthschaften wollte.

Zeibigs gefielen sich in ihrem neuen Besitztum. Der Vater und sein Sohn Karl hielten überall Umschau. Lieschen aber setzte sich mit einem Wohlbehagen, wie es neu eingerichtete Räume auf uns zu machen pflegen, in ihren Spielwinkel in der Wohnstube und hantirte nach Herzenslust mit ihren Puppen. Die Eltern aber hatten noch gar viel zu thun, um Alles in gehörige Ordnung zu bringen. Im Stalle scheuerte

die Magd, die Margreth, die Kaufen ab und gab dem Vieh und Kleinvieh das erste Futter. Karl aber probirte, wie sich sein kleiner Bretterwagen im neuen Schuppen ausnahm.

Unter lauter Arbeit und Thätigkeit verstrich der erste Abend, und als die funkelnden Sternlein herauszogen am Himmel, sammt dem hellen, freundlichen Mond, da dauerte es nicht mehr lange, und Alt und Jung sank zum ersten Mal in Schlummer auf dem Lindengute. Aller Gebete sprachen einmüthig den Wunsch und die Bitte aus, der liebe Gott möge sie im neuen Wohnsitz behüten und bewahren.

Es mochte zwei Stunden später sein. Das Wirthshaus des Oberdorfs lag etwas entfernt, dort wo die Landstraße an den letzten Häusern vorüberzog. Die hellerleuchteten Fenster der Schenke schimmerten durch die Weiden und Erlen längs des Dorfbachs. Die späten Gäste verließen das Wirthshaus, und raube, lärmende Stimmen drangen durch die nächtliche Stille. Zwei dieser Spätlinge kamen auf das Lindengut zu, die, bald leise, bald laut, mit einander schwakten, ja, etliche Male so laut, daß die Schläfer, unter deren Fenster sie vorübergingen, darüber erwachten. Unweit des Hofthores zum Lindengut blieben Beide stehen.

„Ja, siehst du, Lindenmüller, 's ist nun halt so!“ meinte der Eine; „mögen die Andern sagen, was sie wollen, ich stimme dir doch bei, wenn du findest, du habest Unrecht gehabt, dein Gut zu so billigen Preise zu verkaufen. Der Vater Zeibig mag sein wie er will, und die Andern mögen ihn loben, so viel sie wollen, ich hätte doch mein schönes Eigenthum nicht so leicht gelassen. Das ist richtig und gewiß!“

„Es ist leider nur allzu wahr, was du da sagst, Gevatter Christian!“ klagte der Lindenmüller. „Ich hätte mir die Sache länger und besser überlegen sollen. 'S ist eine dumme Geschichte! Der schlaue, fromm thuende Zeibig mit seinem ganzen Pack und all seinen Fürsprechern und Beschützern, vom Pfarrer und Amtmann an, hätte mir vom Halse bleiben können, dann wäre das hübsche Hofgut noch mein, und ich müßte nicht dahinten im Auszüglerhäuschen nisten wie ein armer Sünder!“

„Da ist halt jetzt nichts mehr zu machen!“ sagte Christian. „Der Kauf ist geschehen, und Alles verbrieft und unterschrieben. Von heut an sitzen Zeibigs in Haus und Hof.“

Nun wurde das Gespräch leiser und die beiden Nachtwandler gingen noch ein Stück den einsamen Weg hinaus, der vom Gute ins Feld

führte. Der beginnende Sturmwind, der einen Regenschauer vom Gebirge herjagte, trieb auch die Gevattern auseinander. Still schlich der Lindenmüller in sein einsames Häuschen, das bloß die taube Magd, welche die kleine Wirthschaft führte, mit ihm theilte.

Während der folgenden Tage richteten Zeibigs sich vollends ein. Der geschäftige Karl spitzte, hämmerte und pochte, um jeder Sache ihren festen Stand anzuweisen. Die Leitern bekamen neue Hacken und Sprossen, die Hühner eine neue Stiege. Am Thorwege fehlten einige Latten, und Vater und Mutter hatten mitammen vollauf zu thun, um, wenn sie vom Felde heimkamen, in den Stuben Alles weiter zu ordnen. Bei all diesem Thun und Treiben wurden sie durch nichts gestört. Ein herzlich's Gebet begann ihr Tagesleben, und eine frohe Stimmung begleitete sie während der Arbeit, wie alle Diejenigen, welche reines Herzens sind und mit dem Herrn ihr Haus bauen.

Am einem der nächsten Tage kam der Nachtwächter des Dorfs frühzeitig an Zeibigs Gut daher. Er sah scheu nach dem Wege, der ins Gehöft führte und nach einer Gartenecke hin. Er schien den Boden aufmerksam zu betrachten. Zeibigs saßen eben beim Frühstück.

„Was mag der Nachtwächter dort suchen?“ wunderte sich die Mutter. „Er scheint etwas verloren zu haben. Oder ist ihm über Nacht vielleicht etwas Verdächtiges hier aufgefallen.“

Der Nachtwächter blieb wirklich auf seinem Posten vor dem Gute wie angewurzelt stehen; seine Augen bohrten sich ordentlich in den Boden. Was suchte der Mann? Zeibig stand endlich auf und ging hinaus.

„Guten Morgen, Thomas!“ begrüßte er ihn; „sucht Ihr etwas bei mir?“

„Suchen?“ sagte der Nachtwächter halbblaut und gedehnt. „Das eigentlich nicht. Wenigstens möchte ich das Gesuchte nicht finden!“ Drauf winkte er Zeibig, daß er näher zu ihm kommen möge.

„Denk Euch nur, Nachbar, was ich gestern Nacht bei Euch, hier hinter der Mauer an der Gartenecke gesehen habe. Ein Gespenst war's! Bielleicht gar der leibhaftige Gottseibens! Man ist doch wahrlich auch nicht abergläubisch und noch weniger furchtsam. Ihr wißt's, ich bin Grenadier gewesen und hab' Haar' auf den Zähnen. Aber ich will nicht Thomas heißen, wenn ich nicht gestern, gegen Mitternacht, etwas Weißes hab' über die Mauer hier gucken sehen. Und einen Schlapphut mit einer großen Feder

hatte das Ding auf, und hat gerasselt, als ging's in lauter Ketten!"

"Märrisches Geschwäg!" tadelte Zeibig ernst. "Furchtsam seid Ihr gewesen; habt vielleicht den Mondschein oder ein Stück Wäsche für eine Erscheinung gehalten, oder 's hat Euch im Kopf gerappelt! Seid Ihr vielleicht noch droben in der Schenke gewesen, wo die reichen Bauern Euch so viel Bier bezahlten, daß Ihr Gespenster gesehen? Das wird's wohl sein!"

"Nein, nein!" betheuerte Thomas. "Ganz ruhig und nüchtern war ich! Bin auch gestern Abend nicht ins Wirthshaus gelockt worden. Nach elf Uhr kam ich das Dorf herunter, hatte just den Bers auf der Zunge und wollte ihn, nachdem ich getutet, vor Euren Hofe absingen, als ich ein kurioses Brummen über mir hörte. Erschrocken schaut' ich auf und mein Hund schlug an. Was erblicke ich? Eine lange, weiße Gestalt steht dort mit drohend ausgestrecktem Arm, und rasselt mit Ketten. Ich hatte Mühe, meinen Sultan, der mit seinem Gebell das halbe Dorf aufzuschrecken drohte, zu bändigen, und in demselben Augenblick war auch die Gestalt hinter der Mauer verschwunden. Seht, Nachbar, hier, gerade hier stand das Ungethüm. Jetzt wollte ich nur sehen, ob heute nicht etwa eine Spur zu finden wäre. Es ist manchmal so etwas möglich, denn meine Mutter selig hat mir, als ich noch ein kleiner Junge war, erzählt, daß man schon den Abdruck eines Pferdehufs oder eines langen Sporns gefunden."

"Stellt Ihr Euch denn vor, Thomas," fragte Zeibig lächelnd, "daß der Teufel leidhaftig mit Huf und Sporen daherhinkt und sichtbar umherschleicht? Schlagt Euch das alte Märchen aus dem Kopfe und haltet Euch festiger an Gebet und Gottes Wort. Die schlimmsten Teufel sind böse Menschen. Wer weiß, es hat Euch vielleicht Jemand den Poffen gespielt, um Euren Muth auf die Probe zu setzen. — Nu, was geschah weiter? Blicbet Ihr nicht hier und suchtet das Ding spiz zu kriegen?"

"Wie, was! ich sollte vor dem Teufel stehen bleiben!" rief der arme Nachtwächter ganz entsetzt. "Ich sollte mein Leben auf's Spiel setzen und Frau und Kinder brodlos machen? Nein, nein, nicht so dumm! Ich bin still davon gelaufen und hab meinen Hund mir nachgezogen." "Da haben wir's ja," meinte Zeibig; "Euer Hasenherz hat Euch einen Streich gespielt. Solch Geschwäge macht mir weder kalt noch warm. Merk't's Euch, Nachbar!"

Kopfschüttelnd machte der Nachtwächter sich

davon und Zeibig kehrte wieder in die Stube zurück. Erst wollte er seiner Frau nichts von der Sache berichten, doch endlich, ihres wiederholten Forschens müde, theilte er ihr ganz kurz mit, der Nachtwächter hab ihm erzählt, daß ihm etwas vorige Nacht draußen am Zaun höchst wunderbar geschienen. Was es aber eigentlich gewesen, könne er nicht sagen, daher Alles wahrscheinlich nur albernes Geplauder sei.

Frau Zeibig war so klug, jezt, vor den Kindern, keine Aufregung merken zu lassen, doch kam ihr das Ding nicht aus dem Sinn.

Es war einige Tage später, die Nacht schwarz und finster. Im Gehöfste herrschte tiefe Stille, und längst hatte sich der Schlaf auf die friedlichen Bewohner niedergesenkt. Plötzlich störte ein mehrstimmiger Schrei die Schlummernden, und erschrocken fuhren sie auf.

"Was war das?" rief Frau Zeibig voller Angst. "Geh', lieber Mann, und schau doch einmal durch's Fenster."

Zeibig that's, und bemerkte nichts Verdächtiges, hörte wohl aber, daß etliche, zu später Stunde aus der Spinnstube heimkehrende Dirnen eilig die Dorfstraße hinabbrannten und jämmerlich wimmerten. Er blieb noch ein Weilchen am Fenster stehen, vernahm aber weiter nichts als ein entferntes Läuten, oder besser gesagt, ein verworrenes Geräusch, das von irgend einem Metalle herzurühren schien. Lange konnten Zeibig's nicht mehr einschlafen und hörten die Kirchuhr langsam und feierlich die Mitternachtsstunde schlagen.

Am folgenden Tage ging durch's ganze Dorf das Gerede, im Lindengut sei's nicht geheuer, aber erst seitdem Zeibig's dort wohnten. Die beiden Töchter des Schulzen, welche, mit einigen andern Jungfrauen, nach elf Uhr aus der Spinnstube heimgingen, seien ganz entsetzlich erschreckt worden, weil plötzlich, oben von der Hofmauer herab, der leidhaftige Teufel ihnen erschienen sei. Zu seinem gewaltigen Puffen und Reuchen habe sich ein starker Schwefelgeruch gefellt. Auch hatten andere Dorfbewohner, am frühen Morgen, noch ganz frische Abdrücke von Pferdehufen bemerkt, und nur mit Scheu, mit Zittern und Zagen sah man nach dem unheimlichen Gehöfste hinüber. Abends ging Niemand in dessen Nähe vorbei, einige wenige verständige Männer ausgenommen, die dem albernen Geschwäg keinen Glauben schenkten.

Dennoch aber mehrten sich die Teufelsgerüchte. Allerlei Leute, nicht bloß junge und furchtsame, wollten des Nachts in und beim

Zeibig'schen Gute den Gottseibeius gesehen haben. Sogar Hörner hatte er in letzter Zeit zur Schau getragen. Einmal hatte es, wie hoch aus der Luft, „Wehe! Wehe!“ gerufen. Dann war die Teufelerscheinung Nachts im Garten gesehen worden; es raschelte drinn; Erbsen waren gestreut worden; das Haus- und Hofgeräthe stand anders, als man es Abends hingestellt. Eines Morgens standen gar die Wagen dicht vor der Hausthüre. Vor lauter Aengsten kündigte Zeibig's Magd auf und zog ab. Der Hofhund lag eines Morgens todt in seinem Häuschen.

Jetzt mußte Zeibig auf ernstere Mittel gegen den Spuk sinnen, als auf's bloße Lächerlichmachen. Wohlbewaffnet wachte er daher mit seinem Sohne, um dem nächtlichen Störenfried aufzulauern und ihn der wohlverdienten Strafe zu überliefern. Umsonst! Dögleich sie bis gegen vier Uhr Morgens wach blieben, hörten und sahen sie durchaus nichts Verdächtiges. Zeibig war jetzt fester wie je, der Meinung, daß Alles Lug und Trug und purer Larifari gewesen.

Um gehörig auszuschlafen, ging man natürlich am nächsten Abend früher wie gewöhnlich zu Bette. Allein just in derselben Nacht war das Unwesen am allerärgsten. Mit Hörnern und leuchtender Stirne war der Teufel schon um zehn Uhr an der Mauer und an etlichen Stellen des Gehöftes gesehen worden. Seine Augen und die Stirne hatten geraucht, wie eine Wand raucht, die man im Finstern mit Streichhölzchen bestreichen. Er hatte gehinkt und Erbsen geworfen. An der einen Hand rasselten Ketten. Geredet hatte er mit Niemand; daß er aber schon so zeitig erschienen war, das hatte ihn den Menschen näher gerückt, und zwei junge Burschen, die, bis lange nach Mitternacht, vom Gipfel eines Erlenbaumes hinüber nach dem Lindengut geschaut hatten, versicherten, daß der Teufel in dieser Zeit den Hof nicht verlassen habe, und durch die Lüfte sei er auch nicht herein- oder herausgekommen. Ja, man munkelte hie und da, ein rechter, ordentlicher Teufel könnte das nicht sein, da er die von Altersher ihm angewiesene Mitternachtsstunde nicht pünktlich beobachtet.

Am andern Morgen hörte Zeibig mit Verwunderung, daß der Teufel in verwichener Nacht ihn abermals besucht habe. Ueberall lagen Erbsen umhergestreut; das Vieh in den Ställen war unruhig geworden, der Gartenzaun beschädigt. Beim alten Lindenmüller hatte, wie er selbst ganz erboßt erzählte, die gespenstige Erscheinung mit einem Weile oder einem Hammer an die Thüre gedonnert, daß er im Schlafe hoch em-

porgefahren und nun all sein Lebttag einen Schaden davontragen könne. Auch hatte der Alte gesagt, daß, unter solchen Umständen, er es fast für gut fände, irgendwo anders zu schlafen. Ja, unter keiner Bedingung würde er hier wohnen bleiben, wenn's ihm nicht darum zu thun wäre, in der Nähe seines alten Hofguts zu bleiben und die durch den Verkauf ihm zugesicherten Vortheile zu genießen.

Zeibig, der sich nichts anders Rath wußte, ging am frühen Morgen zum Herrn Pfarrer hinüber; dieser war immer freundlich gegen ihn und rathgebend gewesen, und wußte ja auch am besten, daß er durch solche Männer, wie Zeibig einer war, seinen Einfluß auf die Gemeinde am sichersten geltend machen konnte.

Als Zeibig durch die Hausflur ging, saß sein liebes Weib da und schälte Rüben und Kartoffeln. Ihr Haupt war niedergesenkt; aus ihren Augen flossen Thränen.

„Warum weinst du, Martha?“ fragte Zeibig mild und theilnehmend, und legte die Hand auf ihre Achsel. „Laß dich doch das einfältige Geschwätz nicht klümmern und hoffe fest auf Gott. Der läßt uns nicht zu Schanden werden, denn wir selbst haben nichts Unrechtes gethan.“ Darauf verließ er den Hof.

Nach einer Stunde kehrte er aus dem Pfarrhaus heim. Sein Auge leuchtete vor Freude, sein Schritt war fest und selbstbewußt.

„Martha!“ rief er aufmunternd, „es wird und muß besser werden!“ Frau Zeibig, die gerade im Gemüsegärtchen, das ihr Wohnhaus von des alten Lindenmüllers Häuschen abgrenzte, beschäftigt war, zuckte unglaublich ihre Achseln.

„Und wie soll's nun anders werden?“ entgegnete sie. Zeibig aber streifte zufällig mit den Blicken über die Fenster des Lindenmüllers. Am Stubensfenster bewegte sich eben der kleine Vorhang, als ob Jemand ungesehen und vorsichtig hervorzulugen wollte.

„Wie das anders werden soll, gute Martha?“ rief Zeibig mit so lauter Stimme, daß sein liebes Weib ganz verwundert ihn ansah. „Das müssen wir erwarten,“ fuhr er eben so laut fort; „aber so viel sag ich dir, daß wir heute Nacht wieder wachen wollen, und der Jäger will, mir zu Gefallen, um Mitternacht mit seiner Flinte auch hier sein. Koche uns nur einen recht tüchtigen Kaffee, damit wir wach erhalten werden.“

Martha versprach's. Als aber der Abend kam, legte sich die kleine Familie zeitig zu Bette, und ließ nur im Hausflur ein Lämpchen

... einen Schick
... der Welt ge
... er ist fast
... schlafen. Ja
... hier wohnen
... so ihm wäre,
... zu bleiben und
... scherten Ver-

... ich weiß,
... einen Hofen
... ich gegen ihn
... ja auch am
... nie Zeitig
... meinde am

... sag sein
... und Kar-
... nicht; ank

... sagte Zeitig
... Hand an
... fältige Ges-
... auf Getz.
... den, denn
... gehen."

... dem Pfarr-
... vor Freude,
...
... es wird
... die ge-
... Wohnhaus
... lichen ab-
... laubig ihre

... ten?" ent-
... ig mit dem
... lünet. Am
... kleine Ver-
... vorzüglich

... Nautilus?"
... das sein
... "Das
... laut fort;
... te Nacht
... will, mir
... der Glinte
... eicht räcke
... werden."
... er Abend
... zu Dietz,
... Lämpchen



Der alte Bindenmüller.

brennen. Die Nacht verging ganz ruhig; kein Teufel ließ sich spüren, gleichsam als könnte er's nicht leiden, daß man ihn erwarte.

Dafür war aber am folgenden Tage desto größere Vorbereitung in Zeibigs Haus auf den düstern Besuch, doch so, daß man es draußen nicht merkte. Bruder Karl hatte sich einen tüchtigen Knüttel ausgesucht, durch dessen dünneres Ende er, um ihn besser fassen zu können, einen Lederriemen zog. Vater Zeibig hielt einige Seile bereit, und ein breites, schweres Beil. Selbst die Mutter ging heute nicht zu Bette, sondern saß am Tische und las. Mit Ungeduld wurde die Nacht erwartet. Eine tüchtige Kanne Kaffee erwärmte und stärkte Alle.

Um elf Uhr ungesähr, rauschte etwas über den Hof. Man hörte deutliches Knistern, Klirren und Brummen. Kleine Gegenstände, wie Erbsen oder feiner Kies, flogen gegen die Fensterläden, endlich auch gegen die Hausthür, hinter welcher Zeibig und Karl ruhig der Dinge warteten, die da kommen sollten.

Dann zog das Gespenst langsam und schwerfällig nach der Gartenecke vor Zeibigs Hause, die nach der Straße zu lag. Auf einmal that es einen Fall. Rasch rissen Zeibig und sein Sohn die Thür auf; Frau Martha brachte eine brennende Laterne. Der weißvermummte Teufel lag am Boden und zappelte und strampelte, um seine Füße aus einigen Stricken zu ziehen, welche schlaun und lose über den Weg gespannt waren. Ueber ihm aber saad drohend, wie man alsbald an der tiefen Bassstimme erkannte, der ins Geheimniß eingeweihte Förster und hielt sein Gewehr drohend auf den falschen Teufel, der sich noch immer krümmte wie ein Wurm.

„Gestehe, Schurke, wer du bist!“ herrschte Runo, der Förster, ihm zu. „oder ich schieße dich rack rodt wie einen tollen Hund!“

„Um Gotteswillen, laßt mich ruhig gehen!“ wimmerte und flehte der Teufel; „laßt mich, es war ja nur ein kleiner Spaß!“

Aber damit kam er schön beim Förster an. „Ein kleiner Spaß? So, so! Seid Ihr wahnsinnig, Herr Teufel?“

Runo stellte seine scharfgeladene Flinte an die Mauer und nahm einen Stock aus dem Zaun zur Hand, mit dem er jetzt schonungslos drauf los hieb, daß es laut knallte, und bei jedem Hiebe schrie und winselte der arme Teufel ganz elendiglich.

Indeß waren Zeibigs herbeigeilt, und Martha leuchtete dem vergeblich sich Vermummenden mit der Laterne voll und hell ins Gesicht.

Und wer war dieser Teufel? Niemand anders, als der alte, habgierige Lindenmüller, der, wie wir wissen, schon längst sich darüber geärgert hatte, daß er sein Gut, wie er wenigstens meinte, zu billig hergegeben. Dadurch, daß er das Gehöfte in den Geruch brachte, es spuke drinn und sei nicht geheuer, hoffte er dasselbe wieder um einen Spottpreis in seine Hände zu bekommen. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und war nun betrogen um all seine schönen Hoffnungen.

Alsbald war das halbe Dorf beisammen. Alle hatten jetzt Muth und meinten, so hätten sie sich's gleich gedacht. Ja, Thomas, der Nachtwächter, war so beherzt und tapfer, als alter Grenadier, daß er sich gleich an die Spitze des Zugs stellte, der den Störer der Ruhe in der Gemeinde zum nächsten Bezirksgerichte geleitete. Dort hat nun der Elende Zeit genug, über sein schändliches Spiel nachzudenken; die wackere Familie Zeibig aber freut sich ihres wohlverordneten und unverkümmerten Kindenguts.

Führe uns nicht in Versuchung!

(Mit einer Abbildung.)

Wir wollen uns, geneigter Leser, in Gedanken an die vom Atlantischen Meere bespülten Westküsten Frankreichs versetzen, in die wohlbekannte Bretagne, deren Bewohner heute noch die alterthümlichen Sitten und Gebräuche festhalten und sie hochachten gleich einem kostbaren von den Vätern ererbten Gute.

Es war im Märzmonat des Jahres 1801; 's ist also schon etwas lange her. Der Tag hatte sich seinem Ende genahet und schon waren die friedlichen Töne der Abendglocke verhallt. Die Bewohner des Dorfes Kerneven kehrten vom Felde heim, dem wohlverdienten Nachtimbiß und der erquickenden Ruhe zu, nach dem ermüdenden Tagewerk. Es dauerte nicht mehr lange, so waren die Hüttenthüren alle geschlossen; nur das Häuschen des ehrlichen wackern Bernhard stand noch offen und der helle Schein des Herdfeuers blinkte heraus auf die Straße. Frau Bernhard bereitete geschäftig die einfache Mahlzeit und fragte dabei häufig ihr sechsjähriges, spähend vor der Hütte sitzendes Söhnlein, Peter genannt, ob er den lieben Vater noch nicht wiederkommen sehe. Auf die immer verneinende Antwort des Kleinen, trat Frau Margreth endlich selbst vor die Thür und schaute forschend in die Ferne, ohne jedoch den Erwarteten zu er-

blicken. Kopfschüttelnd ging sie wieder an den Herd zurück und sagte beunruhigt: „Was mag meinem Manne nur zugestoßen sein, daß er so spät in die Nacht hinein draußen bleibt!“

Endlich erklang Peters freudiger Ruf: „Da kommt der Vater!“ und pfeilschnell sprang er dem Nahenden entgegen, kletterte behend auf den Karren und setzte sich neben ihn, wie er's gewöhnlich zu thun pflegte. Noch wenige Augenblicke, und das Pferd hielt von selbst an vor dem wohlbekannten Häuschen.

„Du hast aber heute recht auf dich warten lassen, lieber Mann,“ sagte Margreth, indem sie das Söhnlein vom Karren herunter hob.

„Drum hatte ich noch mit unserm alten Bekannten, dem Müller Niclaus, etwas zu verabsprechen, und der wohnt ziemlich abseits von der Straße, entgegnete Bernhard; dieß ist Schuld an meiner verspäteten Heimkehr. Ich bringe aber auch guten Hunger mit!“

Nach beendigter Mahlzeit, während die Gattin das Küchengeräthe wieder in Ordnung brachte und das Söhnlein schlafen legte, nahm Bernhard ein Grabscheit, einen Pickel und eine brennende Laterne und ging hinaus in den Hof, trat an das bereits unter dem Schoppen geborgene Wägelein und nahm unter dem Sitze einen kleinen in Heu gewickelten Päck hervor. Hierauf ging er in den Stall, stellte die Laterne nieder, legte das Päckchen daneben und fing nun an neben dem stützenden Thürpfosten ein Loch zu graben. Als dieses ungefähr drei Schuh tief war, wickelte er das Heu vom Päckchen los, und ein kleiner eiserner Kessel kam zum Vorschein, dessen Deckel ringsum mit Lehm befestigt war. Jetzt senkte er das ziemlich schwere Gefäß in das bereitete Loch, legte rundum Steine, warf die ausgegrabene Erde drauf und glättete dann sorgfältig den Boden mit seinen reichlich beschlagenen Schuhen. Nachdem er schließlich seine Arbeit noch behutsam betrachtete, ob da wohl nichts zu merken davon wäre, kehrte er wieder eben so ruhig in die Stube zurück, wie er sie verlassen hatte. Seine Frau plagte keineswegs die Neugierde zu wissen, was er draußen wohl möge hantirt haben, daher sie ihn auch nicht darum befragte. Die Bretagnerinnen sind übrigens so genaturt; sie mischen sich nicht leicht in Sachen die, wie sie sagen, den Hausvater allein angehen, und könnten hierin ganz füglich als nachahmungswürdiges Beispiel dienen.

Der Bote will nun erzählen, was Veranlassung gegeben hatte zu Bernhards heimlichem Treiben im Stalle. Er war des Morgens nach

dem in der Nähe seines Dorfes gelegenen Städtchen Pontivy gefahren, um dort auf dem Markte Butter und Eier und sonstige Waaren zu verkaufen. Während seines Heimzugs, als er eben durch den Hohlweg am letzten Hügel fuhr, hörte er plötzlich seinen Namen laut rufen; verwundert schaut er sich um und erblickt seinen alten guten Freund, den Müller Niclaus, der ein wenig abseits von dem Wege stand.

„Sieh da, du bist's, Niclaus,“ ruft er erstaunt; „welcher Zufall führt denn dich hieher?“

„Ich erwartete dich, Freund Bernhard,“ antwortet ganz ruhig der Müller, „weil ich wußte, daß du diesen Morgen in die Stadt gefahren. Hast du Zeit mit mir heinzukommen? Ich hätte dich um einen Dienst zu bitten.“

Bernhard, der die Gefälligkeit selbst war, machte holt herum, was sein Gaul nur mit Unwillen thun wollte, da er einen anderen Weg als den nach dem Dorfe gar nicht begreifen konnte, es verlangte ihn nach seinem Stalle. Niclaus saß auf, und fort ging's nach der einsam gelegenen Mühle, die in einer Viertelstunde erreicht wurde. Die beiden Männer flogen ab; die Zügel des Pferdes band Bernhard an einem der eisernen Ringe fest und folgte dann dem Müller in die Stube. Bald standen zwei Gläser und ein mit gutem Apfelwein gefüllter Krug auf dem Tische, und Niclaus offenbarte Bernhard sein Anliegen in folgenden Worten:

„Höre nun, mein Freund, wo mich der Schuh drückt. Du weißt daß, seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode meiner braven Frau, unser Junge bei seinem kinderlosen Oheim, dem Bruder seiner Mutter, in Rennes, der Hauptstadt unserer Provinz, lebt, der versprochen hat, für ihn zu sorgen und ihn unterrichten zu lassen, wie wenn's sein eigener Sohn wäre. Meines Schwagers Frau wird Mutterstelle an ihm vertreten. Da der Junge von schwächlicher Gesundheit ist, so taugt er nicht für's Müllerhandwerk und soll bei seinem Oheim die Handlung erlernen. Unterdessen arbeite und spare ich noch für ihn, damit er einst mit Ehren bestehen könne und seinen Erziehern nicht immer zur Last falle. Was die Mühle und der Fruchthandel mir schon eingetragen hat, habe ich zum Ankauf von Aedkern verwendet; die werden doch, in den jetzigen unruhigen Zeiten, nicht gestohlen. Vaares Geld aber möchte ich nicht viel in meinem vereinsamten Hause haben, denn die Diebe schleichen immer in der Gegend umher. Nun denn, gestern gingen mir fünfhundert Louisd'or ein, die mir keine geringen Sorgen machen, besonders da ich

morgen früh für einige Tage verreisen will. Barest du, Freund Bernhard, nun wohl so gefällig, dieses Geld in Verwahrung zu nehmen, bis ich wieder heimkehre, was zu Ende dieser Woche geschehen soll. Ich kenne sonst Niemand, dem ich die Summe anvertrauen könnte, und dein Ehrenwort hat für mich mehr Gewicht und Werth als alle gestempelten Schriften eines Notarius. Zudem könnte ich heute keinen mehr aussuchen. Also, du sagst zu?"

Seinen Kopf in beide Hände stützend, saß Bernhard da, similitirte einige Augenblicke lang und sagte dann: „Wahr ist's, bei mir wäre dein Geld besser geborgen als in der Mühle während deiner Abwesenheit; größerer Vorsicht halben, will ich's sogar vergraben. Nur begehre ich von dir, etwas von deiner Hand Geschriebenes beizulegen, das den Betrag der mir anvertrauten Summe bescheinigt.“

„Befürchtest du, daß ich mehr von dir begehre, als ich dir gebe?“ fragte scherzend der Müller.

„Wir sind übernächtigt,“ erwiderte Bernhard voll gesunden Menschenverstands; „auch könntest du länger abwesend bleiben, als du glaubst, und das Geld von einem oder dem andern zurückerfordern lassen, den ich nicht so genau kenne wie dich. Ein Stückchen Papier mit deiner Unterschrift ist Alles was ich zu meiner Beruhigung verlange, denn so viel Geld hab ich all meiner Lebtag noch nicht im Hause gehabt.“

„Du hast sonderbare Launen!“ lachte Nicolaus, „doch sollen sie befriedigt werden, und das gleich auf der Stelle.“

Er riß ein Blatt Papier aus seinem Rechnungsbüchlein und schrieb langsam, mit fester Hand, folgende Worte, indem er jeden Buchstaben mit lauter Stimme betonte: „Ich Endunterschiebener, Nicolaus, Müller in der Pfarrei von Kerneven, übergebe heute, den 12 März 1801, die Summe von fünfhundert Louisd'or meinem Freunde Bernhard, aus der nämlichen Pfarrei, damit er sie mir aufbewahre.“

Jetzt besann er sich auf einmal und, halb scherzend, halb ernsthaft, immer die Feder haltend, schaute er Bernhard an und sagte: „Wahr ist's, es könnte mir ein Unfall zustoßen. Kehre ich je nicht mehr zurück, so sollst du von meinen Erben nicht molestirt werden. Erhält man unverhofftes Geld, so ist man gewöhnlich geneigt, noch mehr zu wünschen und meint es fehle was dran. Drum will ich auch unterschreiben. So, bist du jetzt zufrieden?“

Etwas mühsam las Bernhard die Schrift und

fragte dann nach dem Gelde. Der Müller öffnete seinen Schrank und nahm ein Säckchen heraus, das er seinem Freunde einhändigte, der dann aufmerksam die glänzenden Goldstücke zählte und sie richtig befand.

„Gib mir jezt einen Deckelkessel und etwas Lehm,“ bat er; ich will Geld und Schrift so versorgen, daß nichts dafür zu befürchten ist.“

Der Verschuß war bald bewerkstelligt, der Kessel mit Heu umwickelt und unter den Karrensitz gestellt, worauf Bernhard sich vom Müller verabschiedete und heimwärts fuhr. Das Uebrige wissen wir schon.

Am folgenden Tage kam der wackere Bernhard nicht zum Dorfe hinaus. Er hatte vollauf Arbeit im Häuschen und im Garten, und wollte zudem, aus Vorsicht, das frischvergrabene Geld nicht gleich so verlassen. Als der Abend herein gebrochen, setzte er sich vor die Thür und schaukelte eben sein Söhnlein singend auf den Knien, als er den Weber Stephan, aus dem benachbarten Dorfe Uzel, eilig daherschreiten sah, der öfters beim Müller Nicolaus anknospte, wenn er geschäftshalben in die Gegend kam, weil er ihm Aufträge besorgen konnte bei seinem Schwager in der Stadt Rennes, wohin er häufig ging. Bernhard staunte sehr, diesen Mann zu so später Stunde noch im Dorfe zu sehen; da mußte 'was Besondere vorgefallen sein.

Stephan kam gerademegs auf Bernhard zu, zog einen Brief aus der Tasche, den er ihm mit den Worten überreichte: „Er kommt von Euerm Freund Nicolaus, der keinen mehr schreiben wird, denn er ist vorhin gestorben!“

„Was!“ rief Bernhard ganz entsetzt, „was sagt Ihr? der Müller Nicolaus ist gestorben!“

„Leider ja!“ entgegnete Stephan. „Auf der großen Haide herwärts Uzel hat er einen Flintenschuß meuchlings erhalten. Der Nebel war so dicht, daß man nicht von einer Seite der Straße auf die andere gesehen. Er war aber nicht gleich todt und hatte noch Kraft genug um sich an der Mähne seines Pferdes festzuklammern, und das arme gute Thier, gleich als hätte es die drohende Gefahr geahnet, jagte in gestrecktem Galopp unserm Dorfe zu. Hier stürzte Nicolaus besinnungslos nieder, indem er noch meinen Namen aussprach. Man brachte ihn in meine Wohnung, und der Arzt wurde gleich gerufen, der ihm zu Alder ließ, nachdem er die Wunde untersucht hatte. Nicolaus kam wieder so weit zu sich, daß er mir Feder, Dinte und Papier begeben konnte, um einige Worte zu schreiben. Wir unterstützten ihn von allen Seiten. Müh-

sam, mit zitternder Hand und den Todes-
schweiß auf dem Gesichte schrieb er diesen Brief
an Euch. O der arme Mann!"

Bernhard nahm das Schreiben, ohne es jedoch
gleich zu öffnen; er wollte dazu lieber warten,
bis er allein sei.

"Sodann," fuhr Stephan in seinem Berichte
fort, "würde er immer schwächer, und konnte
kein Wort mehr hervorbringen. Als der Doktor
noch einmal kam, schüttelte er den Kopf und
meinte, da helfe nichts mehr, und bald darauf
that auch der arme Müller den letzten Athemzug.
Seitdem die bösen Aufrührer in unserm Lande
auseinander gesprengt worden, gibt's noch hier
und da räuberische Wegelagerer, vor denen die Rei-
senden nicht sicher sind, und jedenfalls hat solch
ein Schuft unsern guten Freund erschossen. Nun,
da Ihr den Brief in Händen habt, will ich wa-
der heimkehren, bevor es stockfinster wird. Ja
so, noch etwas; unser Maire hat an die Ver-
wandten in Rennes geschrieben, um ihnen de
Müllers Tod anzuzeigen. Nun gehabt Euch
wohl, Meister Bernhard!"

Raum war der Weber fort, so ging Bernhard
hinein in die Stube, in welcher die Lampe schon
brannte, öffnete den Brief, der bloß die weni-
gen, fast unleserlichen Worte enthielt: „Gib
das Geld nicht sogleich dem Onkel meines Soh-
nes.... er könnte es in seinen Handel stecken....
die Geschäfte gehen manchmal schlecht.... Gib's
nur meinem Knaben allein, sobald er mündig
geworden.... Sollte er vorher sterben, so be-
halt's für dich.... Lebe wohl!"

Bernhards Bestürzung war groß. Gestern
lebte Niclaus noch in voller Gesundheit und
Kraft, und heute hatte ihn der Tod gleich einem
Blitzstrahl getroffen. Der Wächter einer so be-
trächtlichen Geldsumme zu sein, war ihm auch
eben nicht angenehm; das verursacht Sorgen
und Anliegen. Doch, was jetzt machen? Er
hielt's für das Gerathenste, Niemand, sogar
seiner Frau nicht, etwas von dem vergrabenen
Gelde zu sagen, und setzte sie bloß von des Mül-
lers schnellem Tode in Kenntniß, der noch, schon
sterbend, ihm einige Abschiedsworte geschrieben.
Margreth weinte mitleidig, faltete ihres Söhn-
leins Hände, und beide brachen ein kurzes Ge-
bet für den Todten. Während sie am andern
Morgen in der Kirche war, grub Bernhard den
Kessel wieder heraus, öffnete ihn, legte den
Todesbrief auch hinein und brachte dann Alles
nochmals in gehörige Ordnung. „Mag nun
geschehen, was da wolle," sagte er still für sich
hin, „so wird des Müllers Sohn doch immer

Brod's genug haben, und Niemand kann mir
das Geringste vorwerfen." —

Das Jahr 1813 war angebrochen mit großer
Strenge und Kälte. An einem der Fännerabende
schritt ein kräftiger Jüngling langsam und ge-
dankenvoll auf der beschneiten Straße des Dor-
fes Kerneven daher, dem Hause Bernhards zu.
Es war Peter, sein Sohn, den wir als sechs-
jähriges Knäblein kennen gelernt haben. Er
blieb vor der Thüre sinnend stehen, senkte den
Kopf und bedeckte sich die Augen mit der Hand.
Bernhard, der ihn durch's Fenster erblickte, kam
heraus, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:
„Was treibst du denn da, Peter? Komm doch
in die warme Stube; du wirst wohl tüchtig
frieren!"

Der Jüngling zuckte zusammen. „Ja wohl
ist's kalt, recht kalt!" rief er; „wie übel müs-
sen die armen Soldaten dran sein in diesem
schlimmen Winter!"

Ob dieser Worte staunte Bernhard nicht we-
nig. Was mag seinem Sohn derlei Gedanken
beibringen? Frankreich führte wohl Krieg, allein
Peter hatte noch nicht das Alter, um schon
Soldat zu werden. Er forschte jedoch nicht wei-
ter, und Vater und Sohn traten in die Stube
und setzten sich an das wärmende Kamin.

Vater Bernhard hatte sehr gealtert während
der letzten zwölf Jahre, unter denen einige gar
schlecht für ihn gewesen. Seine brave Hausfrau
war gestorben; die Ernten fielen kärglich aus;
er hatte sein gutes altes Pferd verloren, das,
wegen des Krieges, nicht mehr ersetzt werden
konnte, der sowohl Menschen als Thiere in
strengen Anspruch nahm. Durch alles dieß litt
sein bescheidenes Einkommen großen Schaden.
Gar oft, wenn er so allein war, wurde ihm das
Herz schwer, doch wenn sein Auge freundlich
auf dem kräftigen, heitergestimmten Sohne ru-
hete, so mußte er sich sagen, er habe noch nicht
Alles verloren. Selbigen Abend schien Peter
seinen gewöhnlichen heitern Muth nicht zu ha-
ben; unbeweglich und wortfarg saß er seinem
Vater gegenüber, der ihn nach dem Städtchen
Pontivy geschickt hatte, um zu hören was es
Neues gebe.

Jetzt nahm Bernhard die braungerauchte
Pfeife aus dem Mund, steckte sie auf seinen breit-
krampigen Hut und fragte: „Was erzählt man
sich zu Pontivy?"

„Traurige Neuigkeiten, Vater," antwortete
Peter; „und, was das Schlimmste ist, die lei-
der nur allzuwahr scheinen. In Rußland sollen

alle unsere Soldaten im Schnee umgekommen sein. Es sind dort wilde Leute die, um uns daraus zu vertreiben, ihre alte Hauptstadt in Brand gesteckt haben. Der Kaiser Napoleon kehrte ganz allein zurück, und weil er den Krieg wieder anfangen will, so braucht er auch andere Soldaten.“ Hier brach der Jüngling kurz ab.

„Jedenfalls werden sie dich nicht nehmen, Peter!“ tröstete Bernhard; „erst im kommenden Jahre wirst du militärpflichtig, und bis dorthin hat vielleicht der Krieg ein Ende.“

„Wie ich gehört, sollen Rekruten aus den vorigen Jahren aufgeboten werden, und, wenn's nicht ausreicht, kommt's auch an die fürs nächste Jahr,“ berichtete Peter.

Diese Worte drangen wie ein Pfeil in Bernhards Herz. „Aber, um Gotteswillen,“ jammerte er, „sie können dich doch deinem alten Vater nicht gerade so wegnehmen! Ich habe ja Niemand mehr als dich auf der Welt, seitdem deine liebe Mutter gestorben ist. Soll ich denn sterben, ohne daß mir eine befreundete Hand die Augen zudrückt!“

Peter seufzte tief auf. „Verzweifeln wir noch nicht, Vater,“ tröstete er; „vielleicht ziehe ich eine glückliche Nummer. Nur ungern würde ich meine Heimath für immer verlassen, obgleich es, wie Ihr mir oft gesagt habt, Pflicht ist für einen Jeden, sein Vaterland zu vertheidigen. Ist's nicht so?“

„Freilich, freilich hab ich das gesagt,“ bejahte Bernhard; „und wenn ich erführe, daß die Engländer an unsern Küsten landen wollten, so nähmen wir Beide unsere Flinten um sie fortzutreiben. Aber etliche hundert Stunden weit fortzuziehen und im Eis und Schnee zu sterben, heißt das sein Vaterland vertheidigen? Meiner Ansicht nach greifen wir dadurch andere Länder an, und das kann uns nur Unglück bringen!...“

Von diesem Tage an, kam eine traurige Nachricht um die andere. Man erfuhr, daß Frankreichs große Armee im fernen Rußland besiegt worden und daß viele, viele Krieger ihren Tod in den schneebedeckten Steppen gefunden. Was man schon lange befürchtet, geschah. Hunderttausend junge Männer, die zur Rekrutierung von 1809 bis 1812 gehörten, und hundertfünfzigtausend von 1814 sollten unter die Fahnen gerufen werden. Das war hart!

Am Tage der Ziehung begleitete Bernhard seinen Sohn nach Pontivy. Reges Leben und Treiben herrschten in dem Städtchen. Aber von Jubel und Freude war wenig zu merken. Alles sah trüb gestimmt aus. Peter hatte keine glück-

liche Hand; er zog Nummer acht aus der verhängnißvollen Urne!

Alle Bekannten nahmen herzlichen Antheil an diesem Unglück, und drückten ihr Mitgefühl in warmen Worten aus. Der arme Bernhard war aber nicht zu trösten. Sein Sohn schickte sich besser in die traurige Lage, und sagte: „Es ist jetzt geschehen! Der liebe Gott hat's so gefügt, und wir müssen uns wohl darein schicken!“

Während der Heimkehr wurde wenig gesprochen. Als sie an dem Wege vorüberkamen, der in die ehemalige Mühle von Nicklaus führte, blieb Bernhard einen Augenblick lang stehen, und Peter hörte ihn heimlich sagen: „Nein... nein... niemals!“ Er konnte durchaus nicht begreifen, was diese drei Worte bedeuten sollten.

Am Abend vor seinem Abzug zum Regiment, legte Peter, der müde und angegriffen war, sich zeitig zu Bette, und fand bald den erquickenden Schlaf. Bernhard aber stoh die Ruhe. Seine Augen weilten sinnend auf dem jungen theuern Haupte seines Sohnes, den er lange, vielleicht gar nicht mehr sehen sollte. Laufenderlei Gedanken stiegen in ihm auf, und plötzlich schien's, als habe er einen großen Entschluß gefaßt. Er erhob sich vom Stuhle und langte, wie vor zwölf Jahren, nach dem Grabscheit, dem Pickel und der Laterne, und ging in gewaltiger Aufregung dem Stalle zu. Zögernd trat er ein und stellte die Laterne so nieder, daß ihr Licht den Platz erhellte, wo, seit vielen Jahren schon, der goldgefüllte Kessel seines ermordeten Freundes Nicklaus verborgen lag, ergriff den Pickel, hob ihn hoch empor und ließ ihn dann wieder kraftlos nieder sinken, also daß er kaum die Erde berührte. Bernhard zitterte am ganzen Körper; er ließ sich auf einen Holzblock nieder, nahm den Kopf in beide Hände und fing zu weinen an wie ein Kind, indem er mehrmals leise schluchzte: „Armer, armer Peter!“

Ein furchtbarer Kampf tobte im Gemüthe des redlichen Mannes zwischen der Vaterliebe und seiner Pflicht. Sein Sohn, die Freude und der Stolz seines Lebens, sollte von seiner Seite gerissen und zur Schlachtbank geführt werden! Und er hatte das Mittel in Händen, um sich ihn zu erhalten; da, da liegt's vergraben unter der Erde. Der Müller war ja längst todt, und Niemand wußte um das Geheimniß. Sein Sohn braucht das Geld nicht; er ist, wie er jüngst gehört, reich und glücklich, und soll obendrein noch eine vermögende Frau heirathen. Hat er's doch bis jetzt machen können ohne dieses Geld! War

der Müller nicht immer der Meinung, sein kränklicher Sohn werde bald sterben, und dann käme das Geld seinem lieben, alten Freunde Bernhard zu gut, der fortwährend so dienstwillig gegen ihn gewesen?

Solche und ähnliche Gedanken durchkreuzten den tiefbetäubten Vater und schnürten ihm mächtig das Herz zusammen. Welchen Entschluß sollte er fassen? Würde man ihm seine Schandthat nicht an der Stirne lesen? Und sein Sohn, wenn er erführe, würde er nicht erröthen vor Scham ob dieses Frevels?

Pflicht und Redlichkeit trugen den Sieg davon. Pötzlich sprang Bernhard auf und eilte zurück in die Stube. Immer noch lag sein Sohn in ruhigem Schlafe. Leise trat der Vater an's Bett und berührte flüchtig mit seinen Lippen Peters reine Stirne, von dichten blonden Locken umwaltet.

Seit einem Monat befand sich Bernhard allein; sein herzlieber Sohn war fortgezogen in den mörderischen Krieg, und bis jetzt fehlte jede Nachricht von ihm. Um diese Zeit erschien der junge Nicolaus, des Müllers Sohn, in dem Dorfe Kerneven. Wenige Tage nach Peters Abzug war er volljährig geworden, und hätte Bernhard nicht gewußt, daß er die meiste Zeit über, sowohl wegen Handelsgeschäften, als auch wegen seiner bevorstehenden Heirath, von Rennes abwesend war, so würde er ihm das Geld schon längst gebracht haben. Er war durchaus kein hübscher Mann, sondern klein, schief gebaut, um nicht buckelig zu sagen, und an einem Fuße hinkend. Und doch sollte er die Tochter eines reichen Kaufmanns von Pontivy demnächst heirathen, der mit seinem Oheim häufig verkehrte. Wegen des Verkaufs der väterlichen Mühle war er in das Dorf gekommen, und gedachte einige Tage da zu bleiben. Sobald Bernhard seine Anwesenheit erfahren, grub er den Goldkessel aus, stellte ihn in einen Korb, deckte ihn mit Heu zu, und begab sich zu dem jungen Manne, der anfangs höchlichst ob dieses Besuchs erstaunte.

Ganz einfach und schlicht sagte Bernhard: „Am Tage vor seinem nicht so nahe geglaubten Tod, hat mir Euer Vater fünf hundred Louisd'or anvertraut, um sie ihm bei seiner Rückkehr wiederzugeben, oder Euch, wenn Ihr....“

„Da habt Ihr lange Zeit dazu gebraucht!“ fiel der Müllersohn dem redlichen Bauersmann barsch und spizig ins Wort. „Man wußte doch, daß ich in Rennes bei meinem Ohm war. Und

dann, fünf hundred Louisd'or sagt Ihr? Nu, ich will's Euch glauben, obgleich....“

„Ihr seid durchaus nicht gezwungen mir's zu glauben,“ sagte Bernhard ganz gelassen und ruhig. „Ich händige Euch Alles ein, was Euch angehört, versteht Ihr mich? Ich sollte es Euch, dem Willen Eures Vaters nach, nicht früher geben. Ihr werdet doch wohl seine Schrift kennen?“

Er löste den Deckel vom Kessel los, nahm die beiden Zettel heraus und übergab sie dem jungen Kaufmann, der, nachdem er sie gelesen und das Gold gezählt hatte, kurz und trocken fragte: „Wollt Ihr einen Empfangschein?“

„Das ist so der Gebrauch,“ entgegnete Bernhard, immer mit der größten Ruhe, „und wenn Ihr die beiden Zettel nicht nöthig habt, so gebt sie mir wieder zurück.“

„Wenn Ihr daran haltet, warum nicht,“ sagte der junge Nicolaus, schrieb die Quittung und reichte Bernhard die drei Papiere mitsammen. Sodann kehrte er ihm kalt und stolz den Rücken zu und fing an, in einem vor ihm liegenden Rechnungsbuch zu blättern, ohne sich weiter um den wackern Mann zu bekümmern. Beim Fortgehen konnte sich Bernhard des Gedankens nicht enthalten: Für solche Filze, wie der Müllersohn einer ist, kommt's gelegen, daß man von Natur ehrlich und redlich ist, denn die würden einem nicht im geringsten Lust machen, es erst zu werden. —

Eine Woche um die andere verstrich, ohne daß Nachrichten von den jungen Soldaten, die dem Dorfe Kerneven angehörten, ihren Familien zukamen. Man wußte nur, daß die zuletzt einberufenen Rekruten bei dem Heere sich befänden, beständig hin und her marschirten und daß eine große Schlacht bevorstände. Da gab's freilich keine Zeit zum Brieffschreiben; das geht besser nach dem Kampfe, wenn man mit heiler Haut davon gekommen.

Eines Tages, es war im Maimonat, kam der Pfarrer von Kerneven aus dem Städtchen Pontivy zurück und brachte einen dort erhaltenen Anschlagszettel mit, welcher umständlichen Bericht enthielt über die bei Lützen, im Sachsenland, gelieferte Schlacht, wie auch einen Tagesbefehl des Kaisers Napoleon, der seinen jungen Rekruten großes Lob spendete und sie seinen alten, tapfern Soldaten verglich.

Zwei lange, hange Wochen gingen seit diesem Tage vorüber, ohne daß Bernhard Nachricht von seinem fernen Sohne erhielt. Er ängstigte

und quälte sich damit dermaßen, daß er um einige Jahre alterte. Endlich erschien ein Brief von einem Nachbarnsohne, in welchem unter anderm stand, Peter Bernhard, sein treuer Kamerad, habe in der Schlacht eine Kopf- und eine Brustwunde erhalten, sei aber außer Gefahr. Uebrigens habe er großen Muth und große Tapferkeit bewiesen und sich nicht zurückziehen wollen trotz seines starken Blutverlusts; zudem gelang es ihm, an der Spitze einiger Kameraden, einen von Feinden umzingelten Offizier zu befreien, wofür ihm der Kaiser selbst Abend noch das Ehrenkreuz ertheilte.

Dieser Brief beruhigte den armen Bernhard nur halb; die kleinste Zeile, von der Hand seines Sohnes geschrieben, wäre ihm tausendmal willkommen gewesen. Zum Glück geschah dieß bald. Peter erzählte die Schlacht, ohne viel von sich selbst zu reden, und kündigte dem Vater seine Ernennung als Ritter der Ehrenlegion an, wie auch seine bevorstehende Heimkehr, weil die Aerzte ihn zu schwach fänden, um weiter an den Kriegsstrapaßen Theil zu nehmen, vorderhand wenigstens.

Bei dem Gedanken, seinen herzlieben Sohn bald wiederzusehen, fühlte Bernhard sich so überaus glücklich, daß er fast der Wunden nicht gedachte, oder eine mögliche zweite Trennung befürchtete.

Als Peter ankam, gab's einen Festtag für das ganze Dorf, in welches er einzog am Arme seines Vaters. Alle bewillkommten ihn herzlich, und Christoph, der alte Bannwart, ein ehemaliger Soldat, trat mit militärischem Gruße vor den jungen Ritter der Ehrenlegion, welcher ihm treuherzig die Hand drückte. Bernhards Vaterstolz fühlte sich geschmeichelt, nur konnte er sich aber einer gewissen Furcht und Bangigkeit nicht erwehren, beim Anblick seines abgemagerten, bleichen Sohnes.

Trotz aller väterlichen Liebe und Sorgfalt und Pflege, kehrte Peters frühere Gesundheit nicht mehr zurück. Er wurde zusehends schwächer, obgleich er sich oft alle Gewalt anthat, um dem Vater bei seiner Arbeit behülflich zu sein. Niemals jedoch klagte er, und fügte sich in sein Schicksal mit Gelassenheit und Geduld.

Eines Abends, als er sich noch kraftloser fühlte als gewöhnlich, und die Fieberhitze ihm brennenden Durst verursachte, so daß er seinen Vater mehrmals um kühlendes Wasser bitten mußte, wollte dieser sich nicht zur Ruhe legen, sondern wach bleiben am Krankenbette. Peter war eingeschlafen, aber sein Athmen war schwer und oft

wurden Seufzer hörbar. Gegen Mitternacht vernahm Bernhard die leise Frage: „Vater, seid Ihr da?“ Er stand auf und trat ganz an das Bett heran. Der Sohn streckte ihm die Hand entgegen; sie war feucht und zitternd.

„Richtet mir den Kopf in die Höhe, Vater,“ bat Peter; ich glaube, ich könnte leichter athmen und besser mit Euch reden. Mein Ende scheint zu nahen, und bevor ich sterbe, möchte ich doch wenigstens....“

„Armer Sohn! lieber Peter!“ klagte Bernhard, „verlasse mich nicht jetzt schon! Was soll aus mir werden, wenn du nicht mehr um mich bist!“

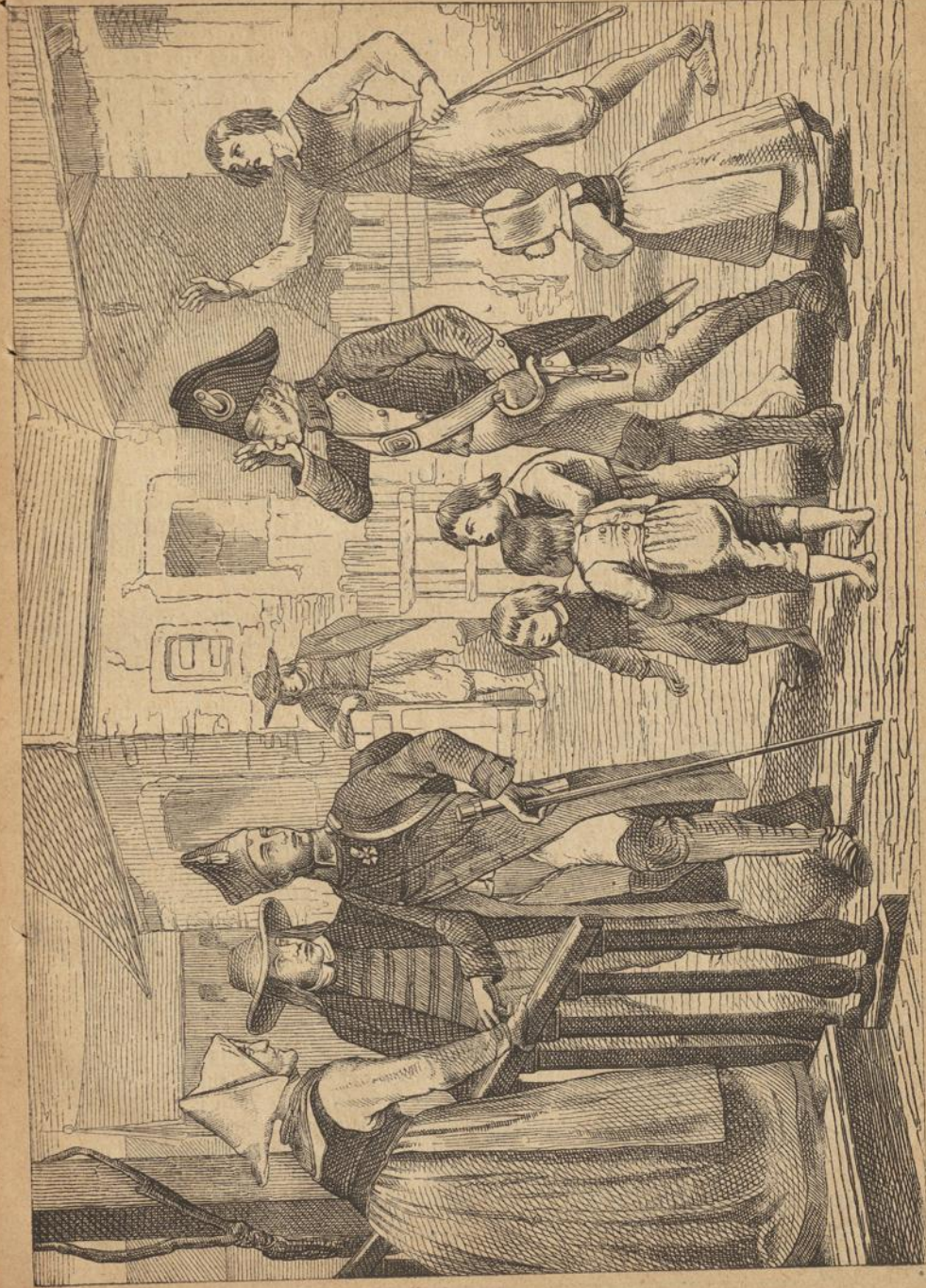
Gedanken aller Art stiegen in dem betrübten Vater auf mit Blitzeschnelle. Er dachte an Nicolaus, an seinen bössartigen ungestalteten Sohn, an die Rekruterziehung, den Kessel, das viele Geld, und brach in lautes Schluchzen aus. Er wollte sprechen, und vermochte bloß einige unzusammenhängende Worte hervorzubringen, indem er krampfhaft des Sterbenden Hand presste. Endlich jammerte der Arme voll Verzweiflung: „Wehe, wehe über mich! Ich bin Schuld an deinem Tode! Ich bin dein Mörder! Höre, lieber Sohn, du mußt Alles wissen! Der Müller Nicolaus hatte mir mehr Gold anvertraut, als erforderlich gewesen wäre, um dir einen Ersatzmann zu stellen. Niemand wußte darum. Er fand seinen Tod durch die Kugel eines Mörders, Ich hatte versprochen, ihm oder seinem Sohne das Geld wieder zurückzugeben. Während zwölf Jahren lag es vergraben in unserm Stalle; ich rührte es nicht an, denn auch den Todten muß man das gegebene Wort halten. Da kam die Ziehung ins Land, und am Tage vor deiner Abreise wollte ich das Geld ausgraben und vom Soldatenstand dich retten. Ja, ich hab's gewollt, und hatte doch den Muth nicht dazu! Mir war's, als würdest du mir deswegen fluchen, denn ich dachte nur immer an dich. Und als des Müllers Sohn, dieser wüste, undankbare Geselle, ins Dorf kam, brachte ich ihm treu und redlich das Gold. Er wußte mir nicht einmal Dank dafür, und zweifelte sogar, ob's Alles sei. Ich hätte das Geld, denn er hat dessen doch genug, behalten und zu deinem Besten verwenden sollen. Aber nein, ich war zu stolz dazu! Ich glaubte, recht zu handeln, und war nichts als ein Thor und ein schlechter Vater!... Jetzt weißt du Alles, lieber Sohn! Wie, du weinst? Großer Gott! habe ich dir Kummer und Schmerz verursacht? Du zürnest mir! O verzeihe deinem unglücklichen Vater!“

...ernachte
...ater,
...gang an
...die Hand

...ater,"
...atmen
...e Scheint
...ich doch

...ze Bern-
...Bas soll
...um mich

...trübten
...an Ni-
...Sohn,
...ob viele
...nd. Er
...ige un-
...en, in-
...prüfte.
...sfiung:
...ult an
...lber
...er Ni-
...als er-
...Erzähl-
...Er
...rdenk.
...Pohne
...yweiß
...; ich
...muß
...in die
...deiner
...vom
...wollt.
...Wir
...schen,
...ls des
...e Ge-
...u und
...mal
...Mies
...doch
...rren-
...dapat
...nicht
...Zeit
...wilt?
...omaz
...vimm



Führe uns nicht in Versuchung!

Mühslich schienen Peters Lebenskräfte zurückzukehren; mit beiden Händen umfaßte er des Waters Haupt und drückte ihm ehrfurchtsvoll einen zärtlichen Kuß auf die Stirne.

„Herzlichen Dank, lieber Vater, für Alles was Ihr gethan habt!“ sagte er bewegt und gerührt. „Wohl werdet Ihr mich bald beweinen, doch könnet Ihr meiner gedenken ohne Gewissensbisse! Euch soll ich verzeihen? Ich bin ja stolz auf Eure Handlungsweise, und Ihr dürft auch stolz darauf sein, denn sie bezeugt sonnenklar Eure väterliche Liebe zu mir! Sehet,“ fuhr er fort, und wies mit der Hand nach seinem zu Häupten des Bettes hängenden Soldatenüberrock, „sehet, dort ist mein Ehrenkreuz; bewahret es auf zu meinem Andenken. Ich möchte.... ach.... meine Kräfte schwinden.... Segnet mich, Vater, denn Euer Segen ist so heilig wie der des Priesters.... Gott gebe Euch Glück und Frieden! Meine Augen verdunkeln sich.... Sprech, Vater, reder, damit ich noch Eure Stimme höre! Lebt wohl, lebt wohl!“

Nur schwach noch bewegten sich die Lippen des Sterbenden, ohne einen Laut hervorzubringen. Bernhard neigte sein Ohr zu ihm hernieder, fühlte noch einen leisen Hauch, dann nichts mehr. Der Todeskampf war beendet!

Von diesem Tage an blieb Bernhard ernst und traurig, aber ruhig und gefaßt. Oft kam es ihm vor, als hörte er eine innere Stimme tröstend sagen: „Erhebe Herz und Haupt freudig und getroßt himmelan, denn du hast treulich deine Pflicht erfüllt!“ Aber seine Müdigkeit und seine Kräfte nahmen merklich ab und die Arbeit wollte ihm nicht mehr wie sonst aus den Händen gehen. Da er aber fortwährend gegen Jedermann dienstfertig gewesen, so fand er jetzt auch thätigen Beistand von Seiten guter Freunde und Nachbarn.

Eines Morgens wurde er todt in seinem Bette gefunden. Er schien zu schlafen; Frieden und Ruhe hatten sich auf sein Antlitz gelagert und bekundeten deutlich seinen sanften Heimgang. Fest umflammerte seine Hand ein kleines Leinwandstückchen, dessen Band um den Hals geschlungen war. Es wurde geöffnet und man fand darin Peters Ehrenkreuz, die beiden Papiere des Müllers Nicolaus und den Empfangschein seines Sohnes.

Dienertreue bis in den Tod.

Nicht allein den gütigen, sondern auch den wunderlichen Herrschaften soll ein Diener und

eine Dienerin treu und ergeben sein, und für ihr Wohl und Glück selbst vor dem Tode nicht zurückschrecken. Der Bote hat in einem guten Büchlein, „Dienende Liebe“ betitelt, folgende rührende Erzählung gefunden:

Ein reicher Herr in Polen fuhr zur Winterzeit in einem Schlitten nach der kleinen Stadt Ostrowo, nur von seinem Knecht, Jakof genannt, begleitet, der dem Schlitten voranreiten mußte. Ehe sie das Städtchen erreichten, führte die Straße durch einen langen, einsamen Wald, und doch war der Abend bereits hereingebrochen. Jakof schlug daher seinem Herrn vor, in der am Eingang des Waldes gelegenen Herberge zu übernachten; denn im Walde seien viele Wölfe, und die Unthiere jetzt gar grimmig, wegen des harten, lang anhaltenden Winters. Der Herr aber, einer von den wunderlichen, von denen, die einen guten Rath, wenn er von einem Knechte herkommt, nicht annehmen mögen, herrschte ihn zornig an und schrie: „Du wirst wohl des Reitens überdrüssig sein! Das kümmert mich jedoch nicht im geringsten! Wir müssen durchaus nach Ostrowo, mag's gehen wie's wolle. Vorwärts also, Marsch!“

Und so ging's denn weiter, was die Pferde aufen konnten. Raun aber sind sie eine Strecke im Walde drinn, so hört der eigensinnige Herr hinter sich ein lautes Heulen, er schaut herum und sieht die Wölfe rudelweise hinter dem Schlitten daherkommen, und die vordersten sind schon ganz nahe.

„Jakof! Jakof!“ ruft er, „die Wölfe, die Wölfe!“

Der treue Diener sagt kein Wort, sondern läßt ruhig den wunderlichen Herrn vorausfahren, reitet zwischen den Schlitten und die hungerrigen Wölfe, zieht seine Pistolen aus dem Halfter und schießt von Zeit zu Zeit in den Trupp hinein. Wohl schreckt er damit eine Weile die Bestien, doch hat er endlich kein Pulver mehr, und als sie nun an den Schlitten heranzufürzen, sagt er: „Herr, ich muß meinen armen Braunen opfern und sehen, daß ich zu Euch in den Schlitten hineinkomme, sonst ist Alles verloren!“

„Mache, wie du's für gut findest!“ meint der Herr in seiner Todesangst; „ich will mich ganz dir anvertrauen.“

Der gute Jakof sprang augenblicklich vom Pferde und hinein in den Schlitten. Das Thier hielt er am Zaume fest, bis die Wölfe herankamen, dann überließ er's ihnen zur Beute.

Die verfolgte Reifenden gewannen dadurch einen kleinen Vorsprung, doch dauerte es leider

nicht lange, so war ein Theil der raubgierigen Thiere schon wieder hinter ihnen her, und einige schickten sich an, in den Schlitten zu springen. Der Edelmann hielt sich für verloren und wußte keinen Rath mehr. Da sagte, fest entschlossen, der treue Diener: „Herr, nun will ich in Gottes Namen auch das letzte noch für Euch thun. Dort schimmern schon die Lichter des Städtchens, und Ihr könnt es sicher erreichen, wenn ich nur auf etliche Minuten die Bestien Euch vom Halse halte. Sorgt für mein Weib und für meine Kinder, lebet wohl und denket bisweilen an den armen Jakob! Gott sei mit Euch!“ Er sagt's, zieht den Säbel, springt aus dem Schlitten und stürzt sich mitten unter die Wölfe, welche anfangs flukten, ihn aber bald wüthend anfielen und nach verzweifeltem Kampf übermänneten. Mittlerweile war der Edelmann unverseht entkommen.

Kaum war er im Städtchen angelangt, so forderte er gleich mehrere Männer auf, mit ihm zurück in den Forst zu eilen. Solches geschah, doch nichts mehr wurde gefunden als die Gebeine des treuen Jakobs. Er ließ dieselben sorgfältig sammeln und dann auf seinem Landgut begraben. Das Weib und die Kinder seines wackern Retters versorgte der Edelmann väterlich, und wurde, von jetzt an, allen seinen Dienern ein freundlicher, gütiger Herr, beklagte es auch oft mit schmerzlichen Reuerhränen, den treuen und opferwilligen Knecht nicht nach Verdienst gewürdigt zu haben.

Die alte Kindsmagd.

In dem Hause des Kaufmanns Braunthal war, zur Feier der Rückkehr des Besitzers, eine große Gesellschaft versammelt, deren ungewöhnliche Herzlichkeit keinen Zweifel darüber ließ, daß es sich hier um mehr als die gewöhnliche Begrüßung eines von der Lustreise heimkehrenden Freundes handle. Und so war's auch. Braunthals Rückkehr in seine Vaterstadt, dem betriebsamen Hamburg, war die Rückkehr eines Verlorenenglaubten. Braunthal war der Sohn eines reichen, angesehenen Kaufherrn und kam, im Jünglingsalter schon, durch des Vaters frühen Tod in den Besitz eines großen Vermögens. Er war bescheiden und mäßig und genügsam, führte das väterliche Geschäft mit großer Umsicht fort, doch schienen ihm späterhin die Ansichten des Vaters, durch keinen noch so großen und sicher scheinenden Gewinn von dem einmal eingeschla-

genen Wege abzugehen, veraltet zu sein, so sehr er auch deren Beweggrund ehrte. Er ging deshalb unmerklich davon ab und wurde unmerklich, er mochte wollen oder nicht, auf eine Bahn getrieben, deren Gefahren ihm wohl nicht entgingen, aber zum Reiz und Sporn dienten.

Zur Zeit seines höchsten Glückes heirathete er ein liebes Mädchen, mit Namen Emilie, eine entfernte Verwandte, die mit ihm aufgewachsen war. Die jungen Leute waren glücklich, doch stumpfte das eigene Glück sie nicht ab gegen das Unglück Anderer. Der Kaufherr Braunthal spendete reichlich Almosen nach allen Seiten, stiftete Vereine, lernte das Unglück kennen in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, und in Kurzem wurde sein Name bekannt und verehrt, sowohl in den Höhlen der Armut, wie in dem Prunkzimmer der Reichen. Allmählich aber heftete sich die Noth, die er allenthalben zu bekämpfen suchte, an seine eigenen Fersen. Alles bot er auf, was Ernst, Fleiß und Scharfsinn vermögen, aber Alles war auch vergebens!

Niemand ahnete noch, selbst nicht seine Frau, die Möglichkeit einer Zerrüttung des Vermögens, eines Falliments, woran er jedoch, in seinem Innern, längst nicht mehr zweifelte. Nur der erfahrene und betagte Buchhalter des alten Handelshauses schien es zu ahnen, aber als dieser seinem Herrn die ersten gutgemeinten Bemerkungen machte, hatte Braunthal selbst schon Alles durchschaut und Alles erschöpft und versucht, was zu versuchen er mit seiner Ehre vereinbar hielt. Er hätte zwar, wie Andere, noch Vieles wagen können, denn sein Credit war kaum erschüttert, allein ihm schauderte vor dem Gedanken einer strafbaren Schwindelei, und nach einer schmerzlichen, sorgenvoll durchwachten Nacht trat er zu seiner Frau, enthüllte ihr seine hoffnungslose Lage und seinen Entschluß, die Geschäfte aufzugeben, so lange er seine Verbindlichkeiten noch erfüllen könne, und mit dem Ueberrest des Vermögens nach Amerika zu gehen, wo sein verstorbenen Vater noch bedeutende, wenn auch unzuverlässige Ausstände hatte.

Erschüttert hörte Emilie, das treue Weib, ihn an, doch die einzige über ihre Lippen kommende Klage war, daß ihr der gequälte Gatte seine Kämpfe, seine Schmerzen so lange verborgen hatte. Mit Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand billigte sie seinen Entschluß, und Braunthal ging voll Ruhe an die Ausföhrung dessen, was Ehre und Gewissen ihm geboten.

Das Erstaunen der Leute ob des unerwarteten Schritts verwandelte sich bald in allgemeine

Theilnahme, als man die wahre Sachlage, Braunthals volle Ehrlichkeit erfahrt. Bald aber gestalteten sich seine Verhältnisse viel schlimmer als man glaubte und er selbst befürchtete. Nichts, gar nichts blieb ihm übrig, und von einer Reise nach Amerika konnte eben so wenig die Rede sein, als von der Gründung eines neuen Handelsgeschäfts, ohne die Hilfe von Freunden, und er konnte es nicht über sich gewinnen, diese um Beistand zu bitten.

So saß denn der arme Braunthal am Morgen nach geschehener Abrechnung und nach Entlassung der Dienstboten, stumm und trübe vor sich hinstierend, in dem leeren Zimmer, das ihm nun nicht mehr angehörte.

Da trat sein treues Weib zu ihm und, vor ihm niederkniend, zog sie ihm die Hände von den Augen und lächelte freundlich und mild ihn an. Er umfaßte sie schweigend und brach in ein thänenloses Schluchzen aus.

„Lieber Karl,“ sagte Emilie, „siehe, wir sind nicht so arm wie du meinst.“ Und mit diesen Worten legte sie ein ziemlich schweres Päckchen auf den Tisch. Braunthal sah seine unter Thränen lächelnde Frau voll Ueberraschung, fast ängstlich an, und fragte dann, mit halb abgewandtem Blick: „Emilie, wohin ist dieß Geld?“

„O, du darfst mich wohl anschauen,“ antwortete sie, „und das Geld auch; es ist Alles dein und mein! Wozu brauche ich noch Schmuck, wozu noch die kostbaren Ringe und die vielen unnöthigen Kleider und Spitzen, was ja ohne hin nicht mehr paßt in unsre neue Lage! Sieh, lieber Karl, es sind beinahe tausend Thaler, und das wird genügen für uns!“

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür und die alte Kindsmagd trat ein. „Ich will Abschied nehmen von meinem jungen Herrn,“ sagte sie, Braunthals Hand ergreifend und küssend, dann fuhr sie fort mit gerührter Stimme: „Gott, der treue Gott, wird mit dir sein, lieber Karl; warst ja immer ein gutes Kind! Denk' nur, gestern waren's fünfzig Jahre, daß ich bei deinen Eltern in Dienst trat. Dachte wohl, in dem Hause sterben zu können; doch, wie Gott will, Karl! Nun, und wenn's euch einmal wieder gut geht, da merdet ihr wohl an die alte Katharin denken!“

Wirklich hatte nichts den armen Braunthal sein Unglück so sehr fühlen lassen, als der Abschied dieses alten, treuen Weibes, das während eines halben Jahrhunderts seinem früh verwittweten Vater und ihm gedient, das ihn an Mutterstelle groß gezogen hatte und nun ein neu

Obdach sich suchen sollte in ihrem Greisenalter. „Katharina,“ sagte er, der Alten knöcherne Hände herzlich drückend, „wo willst du hin?“ Mechanisch griff er nach dem Geldpäckchen.

„Wo ich hin will,“ entgegnete Katharine etwas betreten, „o, das ist ja wohl einerlei; für ein so altes Weib wird's schon eine Eke geben zum Sterben; und ich danke Euch für den Lohn, Nuße Karl; hab ihn schon gestern durch den Cassirer erhalten.“

Erröthend zog Braunthal die Hand von der Geldrolle zurück und meinte lächelnd: „Nun, ich kenne deinen Eigensinn, Katharin, und du bist eigentlich jetzt reicher als ich. Du mußt ein hübsches Sümmchen auf der Sparkasse haben.“

„Freilich, freilich,“ bejahte die Alte freundlich, „für mich ist gesorgt. Und für euch, ihr guten Kinder, wird der Herr sorgen! Er segne euch und behüte euch auf allen euern Wegen!“

Kaum hatte die Katharin, unter wiederholten Segenswünschen das Zimmer verlassen, so brachte der Briefträger ein kleines Packet, stark versiegelt und, wie die Aufschrift sagte, zweitausend Thaler enthaltend. Höchstlich verwundert erbrach Karl das Päckchen: die Summe war richtig und auf einem beiliegenden Zettel standen folgende Worte: „Seinem Wohlthäter schickt dieß, mit seinem Segen, ein dankbares Herz.“

Karl und Emilie blickten einander erstaunt und fragend an, dann sagte der Gatte, das Geld zu dem der Gattin legend: „Emilie, ich müßte ein unbankbares Herz haben, wollte ich dieß und dein Geschenk nicht annehmen; es muß ja Segen bringen, was so mit Segen gepflanzt wird!“

— Am andern Tage reisten Braunthal und seine treue Lebensgefährtin ab. Niemand begleitete sie, keine Freundeshand winkte ihnen Lebewohl zu, nur ein Paar halb erloschene Augen blickten starr nach dem Boote das dem Schiffe sie zuführte. Es war die alte Katharine, die mit gefalteten Händen, in stilles Herzensgebet versunken, am Hafen stehen blieb, bis das Schiff ihren Augen entschwunden war. —

Sieben Jahre später kehrte Braunthal mit seiner Emilie in die Vaterstadt zurück, und das Fest, von dem zu Anfang die Rede gewesen, war die Feier dieser unerwarteten Rückkehr. Nur vertraute Freunde umgaben ihn in seinem wiederangekauften Hause, und offen beantwortete er alle Fragen über seine Erlebnisse im fernem Welttheil und über die Wege, welche Gott ihn geführt hatte. Alles war einfach und klar: die

Außstände seines Vaters erhielt er größtentheils zurück; mit diesem Gelde und mit den zweitausend Thalern gründete er ein Handelsgeschäft in New Orleans, das ihn in Kurzem wieder zu einem reichen Manne machte. Während er die Einzelheiten davon erzählte und seine Zuhörer tief ergriffen waren über die Opfer und die Hingebung Emilien's, trat diese, — sie war vorhin abgerufen worden, — ins Zimmer.

„Wo warst du, meine Liebe?“ fragte Braunthal, seine Erzählung unterbrechend, und Emilie antwortete: „Im Spital, an einem Sterbebette, an dem Sterbebette unserer alten, treuen Katharine.“

„Ach, die arme Katharine!“ rief Braunthal gerührt; „muß sie denn eben jetzt sterben!“

„O, wir kennen sie,“ halle es von allen Seiten wieder, „die häßliche alte Tyrannin des Braunthalschen Hauses! Alles sollte nach ihrer Pfeife tanzen!“

„Stille, thut mir nicht weh!“ unterbrach der Kaufherr die lieblosen Bemerkungen. „Ich dachte mir die gute Alte gesichert für ihre letzten Lebenstage; ich wußte, sie hatte eine genügende Summe Geldes angelegt in der Sparkasse, aber ich fand sie, bei unsrer Rückkehr todtrank im Armenspital, wohin sie, wie der Verwalter mir gesagt, am Tage meiner Abreise, ohne einen Heller, nur mit einer Bibel in der Hand, gekommen war und Aufnahme begehrte hatte. Ihr Geld hatte sie, wie der Verwalter meinte, wahrscheinlich im Lottospiel verloren. So was konnte ich mir gar nicht denken!“

„Katharinens letztes Wort war ein Segen für dich, lieber Karl,“ sagte Emilie tief gerührt, „und die letzte Bitte für ein ehrliches Begräbniß zu sorgen. Hier ist ihre Bibel, die ich zum Andenken mitgenommen.“

„Karl Braunthal nahm das alte, heilige Buch und schlug es schmerzlich ergriffen auf. Das weiße Blatt vorn war beschrieben; kaum aber hatte er einen Blick darauf geworfen, so sank er erbleichend in seinen Stuhl zurück; dann, schnell und gewaltsam sich aufraffend, sprach er mit bebender, aber lauter Stimme: „Liebe Emilie, werthe Freunde, höret: die alte Katharine mar es, die ihr ganzes, mühsames und langjähriges Ersparniß, jene zweitausend Thaler, mir zuschickte durch den Briefboten, und uns zu lieb als Bettlerin im Spital starb!“

Der Todeskampf des Steuermanns.

Es war um die Mitte des Monats Juli, — also erzählt ein englischer Pfarrer, Namens Nathan, der in Ostindien sein geistliches Amt mit Treue verwaltete, — als ich nach einem höchst schwülen Tage, unfähig zu schlafen vor großer Hitze, in der Nacht noch auf und abging in meinem Zimmer und eben im Begriff stand, mich abermals niederzulegen, um Ruhe zu suchen. Da rief von der Straße her eine barsche Stimme: „Das Haus geöffnet! Das Haus geöffnet!“ Mein Diener that's, und zwei Matrosen traten ein, mit der Frage: „Sind Sie der Prediger?“ Auf meine bejahende Antwort fuhrn sie fort: „Wir sind gekommen, um Euer Ehrwürden zu bitten, mit uns zu gehen; unser erster Steuermann hat Ihres Zuspruchs und Ihres Gebets vonnöthen. Sie werden einen großen Liebesdienst an ihm erfüllen, denn er ist sehr krank, und wir glauben, er wird nicht davon kommen.“ —

„Wat euch denn der Steuermann, zu mir zu gehen?“ — „Nein, Euer Ehrwürden, er thut nichts als stöhnen und über Hölle und dergleichen Dinge rasen; aber der zweite Steuermann meinte, wenn ein Geistlicher mit ihm betete, das würde ihm gut thun.“ — „Wird es wohl nicht besser sein, mit meinem Besuche zu warten bis morgen früh; glaubt ihr's nicht?“ — „Wer kann wissen, ob der Kranke den Morgen noch sehen wird; es steht sehr schlecht mit ihm.“ — „Gut, sagte ich, so wartet nur ein wenig, ich will so gleich mit euch gehen.“

Einige Minuten verstrichen. Die Matrosen führten mich nach ihrem Boote, wo dann sechs kräftige Arme mich bald nach einem großen Schiffe brachten, das mitten im Strome vor Anker lag.

Es war so etwas besonders Feierliches und Eindrückliches in der ganzen Umgebung. Mitternächtliche Stille herrschte, nur unterbrochen vom Geplätscher der Wellen an den Schiffen und vom geregelten Gang der Wachen auf dem Verdeck. Als ich näher kam, vernahm ich das herzzerreißende Klagegestöhn des kranken Mannes. In ernster Stimmung bestieg ich das Schiff. Der zweite Steuermann begegnete mir auf dem Hinterverdeck und berichtete, daß die Aerzte dem ersten Steuermann das Leben bereits abgesprochen hätten, und daß es ihm schiene, seine Seele sei in einem höchst aufgeregten Zustande, indem er nur von Hölle und Verdammniß spreche; deswegen eben habe er's auf sich genommen, zu dieser ungewöhnlichen Zeit mich rufen zu las-

fen, damit ich den armen, verzweifelnden Kranken Trost zuspreche nach besten Kräften.

Ich entgegnete freundlich, keine Zeit sei mir ungelogen, und bat, mich sogleich zu dem sterbenden Manne zu führen. Solches geschah.

Als ich in die Kajüte trat, sah ich, wie mehrere Personen ihn umstanden, sich bemüheten ihm Trost zuzusprechen und sein Gemüth zu beruhigen; nichts aber wollte fruchten. Sobald man dem Kranken meinen Namen und mein Amt genannt, streckte er rasch seine Hand nach mir aus, und indem er fieberhaft die meinige ergriff, sagte er: „Lieber Herr, beten Sie für mich! Beten Sie für mich!“

„Recht gerne will ich für Sie beten,“ war meine Antwort, „aber vor Allem, sammeln Sie sich und beten Sie auch selbst.“

„O nein, mein Herr, ich kann nicht beten!“ rief er; „mein Gott, ich habe nie gebetet! Nein, Herr, ich werde nie beten! Ich fühl's wohl, ich kann nicht! Ich kann nicht! Verloren bin ich, verloren! Ach! daß ich doch nie geboren wäre!“

Ich führte ihm ernstlich zu Herzen, daß der Heiland sein Leben geopfert am Kreuzestamm zur Vergebung der Sünden, und daß er heute noch bereit sei, auch die verwerflichsten Sünder anzunehmen, wie einst den reuigen Schächer, und bemühte mich, ihm weiter noch alle Trostgründe vorzuhalten, die das Evangelium für die Sünder hat. Allein er rief aus: „Herr, das ist nicht für mich! Ich bin verloren! Mein Vater ist im Himmel! Meine Mutter wird auch wohl da sein! Ich aber habe meines Vaters Herz gebrochen, meiner Eltern Gebot verachtet, ihren frommen Rath, ihre herzlichen Bitten verlacht und in den Wind geschlagen. Ach, großer Gott! und jetzt kann ich nicht beten, nicht hoffen!“

Nun fing ich an ihm etwas aus der Bibel vorzulesen, allein er unterbrach mich mit den in Todesangst gesprochenen Worten: „Beten Sie für mich, beten Sie sogleich! Um Gotteswillen, beten Sie für mich!“

Ich betete laut und aus tiefstem Grund meiner Seele. Doch ach, jede Bitte um Gnade und Erbarmung für ihn, schien nur sein Elend zu vermehren, und wegen seines Stöhnens und Jammers konnte ich bald nicht mehr fortfahren.

In diesem schrecklichen Zustande blieb der unglückliche Steuermann noch bis drei Uhr Morgens, wurde dann während einiger Minuten ruhiger und gefaßter und hörte mir aufmerksam zu. Plötzlich aber sprang er auf seiner Hängematte rasch empor, warf entsetzliche Blicke rings umher, ergriff mit der Hast und Kraft und Ge-

walt eines Menschen, der eben unter sinkt, meine Hand, und indem er wild und gellend ausschrie und zurückstürzte, hauchte der Arme seinen Geist aus in unbefreiblichem Todeskampfe.

Welche Gefühle in diesem Augenblicke meine Seele erfüllten, kann man sich leichter denken, als ich es zu beschreiben vermag. Was konnte ich noch anderes thun, als alle Umstehenden auf den schrecklichen Ernst der Gerichte Gottes hinweisen und sie beschwören, das gnadenvolle Heute nicht zu verachten!

Eben als ich im Begriff stand, das Schiff zu verlassen, erschien der Kapitän, nach welchem man geschickt hatte, obgleich er in ziemlicher Entfernung vom Schiffe verweilte. Von ihm erfuhr ich nun, daß der verstorbene Steuermann der Sohn frommer Eltern und ein reich begabter Jüngling gewesen, der aber unglücklicher Weise früher in eine Gesellschaft reicher, ausschweifender junger Leute gerathen, und, indem er's ihnen in ihren tollen Streichen und ihrem zügellosen Leben habe gleichthun wollen, seine Eltern in Kummer und Armut gestürzt habe. Dieses habe auf seines Vaters Gemüth so vernichtend und verzehrend eingewirkt, daß er gestorben sei mit gebrochenem Herzen. Und wie der Kapitän glaubte, war es mehr der Schmerz über die gottlosen Grundsätze, welche der Sohn eingefogen hatte, der den Vater früh in das Grab stürzte, als der Verlust seines Vermögens es gethan.

Die Leiche des unglücklichen Steuermanns ward an selbem Nachmittage in das enge Haus gebracht, welches für alle Sterblichen bestimmt ist. Am Grabe hielt der Pfarrer eine tief aus dem Herzen kommende Rede, die, unter dem göttlichen Segen, das Mittel zur Bekehrung Eines der Vielen ward welche die Gruft umstanden. Gebe Gott, daß die hier mitgetheilte Erzählung auch das Mittel werde nicht für diesen Einen bloß, sondern für Alle die sie lesen, damit sie mit ganzem Ernste des Wortes gedenken: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Wer auf sein Fleisch säet, wird von dem Fleische das Verderben ernten,“ und ihre Buße nicht sparen, bis sie krank werden, sondern sich bessern, alldieweil sie noch sündigen können.

Die sterbende Mutter.

Im Jahr 1826 hörte ein armer Dorfschullehrer in Irland, als er Abends durch ein benachbartes Dorf ging, in einer der Hütten ein klägliches Winseln mehrerer Kinder. Er öffnete

die Thür, um nach der Ursache dieser lauten Klage zu forschen, und der traurigste Anblick stellt sich ihm dar. Der Leichnam einer Frau lag auf dem Stroh ausgestreckt, das ihr zum Lager gedient hatte, und vier kleine Kinder beklagten in der einsamen Kammer den Tod der geliebten Mutter. Von dem ältesten dieser Kinder, einem etwa zehnjährigen Knaben, erfuhr der Schulmeister, daß ihr Vater vor etlichen Tagen am Fieber gestorben sei, daß ihre Mutter, von derselben Krankheit ergriffen, erst diesen Morgen den Geist aufgegeben habe, und daß, bis jetzt, noch kein Mensch den armen verlassenen Kindern zu Hülfe gekommen sei, weil die Nachbarn, aus Furcht vor der Ansteckung, sich scheuten der Hütte zu nahen.

Aber auch durch den armen Schulmeister ward den Kindern keine Hülfe, denn er war fremd im Dorf und konnte die hartherzigen Nachbarn nicht bewegen, den armen Kindern beizustehen. Er setzte daher seine Reise fort und ließ die unglücklichen Waisen, wie er sie gefunden hatte, ohne Feuer, ohne Licht und ohne ein freundliches, theilnehmendes Herz, das ihnen Trost zugesprochen hätte.

Diese Kinder schienen in der That sehr verlassen zu sein, und doch wachte der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, über ihnen, sah ihre Thränen und hörte ihre ängstliche Klage. An ihnen wurde das Wort erfüllt: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich aber der Herr nimmt mich auf. (Ps. 27, 10.)“

Frühe des andern Morgens kam ein zweiter Schulmeister an der Hütte vorbei; auch er hörte der Kinder schmerzliches Weinen, öffnete die Thür und findet die Armen noch in derselben Stellung, weinend und jammernd, an der Leiche der geliebten Mutter. Er befragte den ältesten Knaben, und erhielt dieselbe Auskunft. Der arme Kleine, nun etwas gesprächiger geworden, fügte seiner traurigen Geschichte noch folgendes bei: „Als ich sah, daß meine Mutter am Sterben war und Niemand zu uns kommen wollte, suchte ich sie selber nach besten Kräften zu trösten. Da ich in der Schule vor etlichen Wochen ein Neues Testament erhalten hatte, so las ich meiner Mutter daraus Alles vor, was von unserm lieben Heiland gesagt ist, und das gab ihr großen Trost. Als ich sah, daß ihre Todesstunde herbeirückte, warf ich mich hier neben dem Strohlager auf die Kniee nieder, und setzte mein lautes Lesen aus Gottes Wort fort. Auch bat ich die gute Mutter sehr, sich unserwegen nicht zu beunruhigen, weil ja der Heiland so freund-

lich und liebevoll sei, daß Er uns gewiß versorgen werde. Bis zum letzten Augenblicke behielt meine arme Mutter das Bewußtsein, hörte mir aufmerksam zu, und obgleich sie nicht mehr sprechen konnte, so gab sie mir doch durch Zeichen zu verstehen, daß sie mit diesem Allem einverstanden wäre, und in dieser Stimmung verschied sie still und ruhig.“

Als der Knabe ausgesprochen, fragte ihn der Schulmeister, was er jetzt anzufangen gedenke. Das mußte der gute Junge nicht zu sagen; er hatte weder Verwandte noch Freunde in der ganzen Umgegend, weil die Eltern aus einer entfernten Provinz hieher gezogen, und der Vater als Tagelöhner gearbeitet; die jüngste Schwester können sie unmöglich allein lassen, und doch ist sie nicht alt genug um mit den Andern betteln zu gehen. Trotzdem hatte der fromme Knabe die feste Zuversicht, der liebe Gott werde ihn und seine drei Geschwister nicht verlassen.

Und dieses feste Gottvertrauen ward auch nicht zu Schanden. Der sterbenden Mutter stille Seufzer für ihre armen Waisen hörte der Gott, der die Hütten der Elenden heimsucht mit Gnade und Barmherzigkeit. Er ließ diese rührende Geschichte zu den Ohren des würdigen Verwalters der irländischen Hülfs-gesellschaft gelangen, und dieser besuchte sich, den verlassenen Kindern beizustehen. Auch das Herz einer wohlthätigen Frau wurde zum Mitleid gegen die armen Waisen erweckt; sie sorgte für die dringendsten Bedürfnisse und ließ sie nachher in eine Anstalt für verlassene Kinder aufnehmen, wo sie versorgt wurden geistlich und leiblich.

Die Hundehütte.

Dichte Schneeflocken fielen hernieder, als ich an einem kalten Winterabend, gegen elf Uhr, in einen Flecken einfuhr. Ich war da bei lieben Freunden zum Besuch und hatte mit ihnen gemeinschaftlich eine kleine Rundreise gemacht, von der wir so eben heimkehrten. Wir wunderten uns, daß Hektor, der schöne, große, sehr wachsame Kettenhund, bei unserm Herankommen nicht bellte; weil wir aber durchgefroren waren und eine Tasse Thee in warmer Stube uns lockte, ging Niemand in den Hof, um nach der Ursache dieses sonderbaren Stillschweigens zu schauen; wir beruhigten uns mit dem Gedanken, der Hund habe uns wahrscheinlich aus der Ferne durch den Geruch erkannt, und darum auch nicht angeschlagen.

Bald darauf vernahmen wir das Geklingel

eines sich nähernden Schlittens, hörten laute Männerstimmen und horchten nun gespannt, ob jetzt der Hund sich nicht mucksen werde. Alles blieb still. Plötzlich kamen wir auf den Gedanken, es sei dem wachsamem Hektor ein Leid angethan worden von Dieben, an denen kein Mangel war in der Umgegend.

Mein freundlicher Wirth, sein Bruder und ich begaben uns in gespannter Erwartung hinab in den Hof. Das erste, was uns auffiel, waren Fußstapfen im Schnee, nur halb bedeckt durch die fallenden Flocken. Sie führten von der auf die Straße gehenden Thüre über den Hof, fort nach einer Nische in der Mauer. Wir folgten diesen Fußstapfen. Die Nische war leer, doch schien es uns als ob sich, so viel wir beim Schneeslicht unterscheiden konnten, Blutspuren daran befänden. Von der Nische aus führten halbverschneite Fußstapfen nach der Hundehütte. Wir folgten diesen Spuren, indem wir Hektor! Hektor! rufen; aber der Hund kommt nicht. Mit einiger Bekommenheit nähern wir uns dem Stalle, aus dem jetzt ein Laut ertönt, der unser Blut erstarren macht. Es ist ein jämmerliches Geschrei, wie das eines kleinen Kindes. Der Schreck durchzuckt uns! Hat eine unnatürliche Mutter ihr Kind dem Hunde hingeworfen? Er wird's eben wohl auffressen, und darum unser Rufen nicht hören. Hektor! Hektor! schrien wir mitstammen und stürzten dem Stalle zu. Abermals ertönte der Jammerruf, und wir vernahmen die Worte: „Erbarmen Sie sich!“

Das war unbegreiflich. Ich bin der Erste an der Hundehütte und schaue hinein. Doch, es ist finster darin, ich kann nichts erkennen. Der Kutscher kommt mit der Laterne gelaufen und leuchtet hinein. Der große schwarze Hektor liegt wohlbehalten da und leckt eifrig ein kleines schwächliches Kind, an das er sich zärtlich an-schmiegt, und neben dem Kindlein kauert eine halb bekleidete Frau, barfuß, zitternd, über und über bedeckt mit geronnenem Blute. Zähneklappend vor Frost und Furcht, wiederholt sie immer nur die Worte: „Erbarmen Sie sich! Erbarmen Sie sich!“

Einer von uns eilt ins Haus und holt einen weiten, warmen Pelz. Wir hüllten die Frau und das Kind hinein und trugen sie in die Stube. Meines Freundes Gattin bringt Mutter und Kind in ein gewärmtes Bett, während nach dem Arzte geschickt wird. Unterdeß erzählt uns die Unglückliche, was folgt:

Sie war die Frau eines Schuhmachers, der einige Häuser von uns wohnte und leider dem

Trunke sich ergeben hatte. Vorgestern war das Kind zur Welt gekommen. Die arme Mutter hatte seitdem zur Nahrung nichts als ein Stückchen hartes Brod gehabt. Als sie heut Abend, gegen sieben Uhr, das Kind an ihre vertrocknete Brust legte, an der es keine Nahrung fand, sagte sie zu ihrem Manne: „Hast du kein Mitleid mit mir, so habe es doch mit unserm armen Kinde! Willst du's nicht verhungern sehen, so sorge für Nahrung.“ Der Mann entgegnete: „Ich werde ein Paar Leisten verkaufen und dir Thee und Weißbrod holen.“ Er ging fort. Nach drei Stunden kehrte er heim, aber ohne Leisten, ohne Thee, ohne Weißbrod und ohne Geld. Er war ins Wirthshaus gerathen und hatte dort all sein Geld vertrunken. Da sagte die Frau in der Bitterkeit ihres Herzens: „Zwei Kinder hast du schon verhungern lassen; willst du auch des dritten Mörder werden?“

Das verdroß den Hartherzigen, und wüthend schlug er mit geballter Faust auf sie los. Die Unglückliche wollte sich zur Wehre setzen; da wurden seine Mißhandlungen solch empörender Art, daß sie aus dem Bette sprang, ihr Kind aus der Wiege herausriß und der Thüre zuwies. Der Unmensch jedoch kam ihr zuvor, schloß die Thür ab und steckte, mit wildrollenden Augen, den Schlüssel in die Tasche. Da rief sie entsetzt: „Willst du mich umbringen?!“ — „Ja, das will ich!“ heulte er, griff nach seinem scharfen Schustermesser und stürzte auf sie zu. Schreiend lief die Gehegte, mit dem Kinde auf dem Arm, im Zimmer umher und der Trunkenbold auf dem Fuße ihr nach. Aus elf Wunden, auf dem Rücken, im Nacken und auf den Armen floß schon das Blut. Da, von der Todesangst gejagt, stürzt sie dem Fenster der niedrig gelegenen Stube zu, verwundet sich in der Hast an der eingeschlagenen Scheibe, reißt es auf und springt mit dem Kinde hinaus auf die Straße. Manlos irrt sie umher; halb angekleidet, wie sie ist, wagt sie nicht in ein Haus sich zu flüchten. Unsere Hofthüre steht offen; sie wagt sich hinein, erblickt die Nische und sucht dort Schutz vor dem dicht fallenden Schnee. Grimmig aber ist die Kälte, und zurück zum bösen Manne mag sie nicht! Lieber erfrieren! Doch, ihr Kind wimmert, und eine Mutter kann ihr Kind nicht erfrieren lassen!

Da gewahrt sie die Hundehütte. Sie weiß, daß große Hunde kleinen Kindern keinen Schaden zufügen, und ihr kommt der Gedanke, wenn mein Kind dort läge, würde es nicht erfrieren. Sie nähert sich der Hütte, und der Hund bleibt mäschenstill. Er wedelt mit dem Schweif

das
ater
ück
nd,
neke
nd,
Nit-
men
so
ete:
dir
lach
ien,
Er
a all
ber
du
erit-
end
Die
da
aber
ind
ille.
die
gen,
cht:
das
ifen
ind
n,
dem
Rü-
hon
ürgt
zu,
ge-
dem
fie
fie
Josi-
icht
lte,
ht!
und
en!
iff,
cha-
en,
er-
und
weif



Eine Elephantenjagd.

und, so weit es die Kette zuläßt, kommt er ihr entgegen. Er richtet sich an ihr empor, legt das Kind und hebt dann langsam, den Kopf oft ihr zuwendend, seinem Stalle zu, gleichsam als wolle er sie einladen. Die unglückliche Mutter wagt's und legt ihr armes Kind in das warme Stroh. Hektor schmiegt sich an es an und beleckt es lieblosend. Gedückt kniet sie vor der Hütte und schaut des Hundes Lieblosungen mit an. Sie denkt, da wäre noch Platz genug für dich, kriecht hinein und schmiegt sich von der andern Seite an ihr Kind, das rabig entschlummert.

Darum also hüte Hektor nicht, als wir ankommen und als der fremde Schlitten vorüber fuhr; darum kam er nicht, als wir seinen Namen riefen; er durfte das Kind, das ihm anvertraut worden, nicht erfrieren lassen. Unlängst hatte man ihm seine Jungen weggenommen. Vielleicht sollte der Säugling ihm ein Ersatz dafür sein.

Das gute und kluge Thier erbarmte sich des Kindes, der eigne Vater nicht. Als wir diesen am andern Morgen aussuchten und ihn in der kalten Stube fanden, deren Dielen und deren zerbrochenes Fenster von Blut starrten, — dem Blut seines Weibes und vielleicht auch seines eigenen Kindes, — als wir ihn nach seiner Frau fragten, da sagte er mit roher Gleichgültigkeit: „Ich weiß nicht, wo sie sich herumtreibt!“ und als wir wissen wollten, was das für Blut sei, antwortete der Unmensch: „Ich habe ihr gestern ein Bißchen zu Ader gelassen.“

Meine Freunde bedielten die Frau mit dem Kinde bei sich, bis sie, nach Verlauf von sechs Wochen, völlig sich erholt hatte. Der unbarmherzige Gatte und Vater wurde zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt, zum gelindesten Strafmaß, weil sein transtener Zustand als Milderungsgrund angesehen wurde.

Eine Elephantenjagd.

(Mit einer großen Abbildung.)

„Niemals werde ich meine erste Elephantenjagd vergessen“, sagte ein alter Jäger, der einen guten Theil seines Lebens, theils mit der Jaad, theils mit dem Handel beschäftigt, in Afrika zugebracht hatte. „Ich hatte mich nach Südafrika begeben, um dort mein Glück mit der Jagd zu versuchen. Bereits mehrere Monate verweilte ich daselbst und war mit meinem Erfolge ziemlich zufrieden, aber einen Elephanten hatte ich bis jetzt, obgleich ich immer nach dem In-

tern des Landes vorrückte, noch nicht zu Gesicht bekommen.

Eines Morgens, während ich eben eine Tagereise weiter vordringen wollte, kamen etliche Eingebornen in mein kleines Zeltlager und benachrichtigten mich durch meinen Dolmetscher, daß sie zwei Stunden westwärts an einer bekannten Quelle die frischen Fährten einer kleinen Herde Elephanten entdeckt hätten. Sie boten sich als Führer an, wenn ich Lust hätte, Jagd darauf zu machen. Diese Nachricht war mir höchst willkommen, obgleich ich fürchten mußte, sie möchte mir von keinem größern Werthe sein, als so viele andere, die ich schon früher erhalten, wo sich's schließlich immer herausstellte, daß die Führten keine frischen, sondern so alt waren, daß kein erfahrener Jäger ihnen folgen konnte, um so weniger, da der Elephant fortwährend seinen Standpunkt wechselt und dabei gewöhnlich einen Weg von fünfzehn bis zwanzig Stunden zurücklegt.

Da ich mir indeß vorgenommen hatte, keine Gelegenheit zu versäumen, so bestieg ich mein Lieblingspferd und machte mich mit meinen Leuten, die meine Reservestinten trugen, ein zweites Pferd und die Hunde führten, auf den Weg.

Der Tag war warm und klar. Die Sonne schien in ihrem herrlichsten Glanze und ihre Strahlen spielten tausendfarbig in dem Laube des alten Waldes, durch welchen der Weg nach der bezeichneten Quelle führte. Dort angelangt, war ich höchlich erfreut, als ich die frischen Fährten von sechs Elephanten neben denen von Rhinoceros, Straffen und verschiedenen andern Thieren auffand. Aber nur die Elephantenfährten nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Unverzüglich folgte ich mit meinen Begleitern den von der Quelle sich entfernenden Spuren.

Nachdem wir so während einer Stunde fortgezogen waren, fanden wir mehrere niedergebrogene Bäume und einen langen Streifen frisch aufgeworfenen Bodens, beides Zeichen, daß die Thiere hier kürzlich in Thätigkeit waren. Aber von den Elephanten selbst war nirgend etwas zu sehen, und als meine Leute weiter die Spuren verfolgten, gerietben sie auf ältere Fährten, wurden dadurch verwirrt und erklärten mir endlich, daß sie die Verfolgung aufgeben mußten.

Ich wurde bei dieser Nachricht höchst verdrüsslich und konnte nur mit Mühe die nöthige Ruhe bewahren. Ich befohl dem Dolmetscher mit seinen Freunden auf dem Platze zu bleiben, gab mei-

nem Pferde die Sporen und sprengte davon. Benignstens eine Viertelstunde war ich geritten, bevor ich wußte, wohin und was ich eigentlich wollte. Schon hatte ich mein Ross gewendet, um einen Ausgang zu suchen, denn unvermerkt war ich in ein wildes dorniges Dickicht gerathen, und begriff wohl, daß ich meine Schritte zusammen nehmen müsse, wenn ich mich nicht gänzlich in dieser Wildnis verirren wollte, als ich in geringer Entfernung das Brechen eines Baumes vernahm, dem mehrere Töne folgten, die dem Blasen einer Trompete glichen. Wenn das kein Elephant war, so mußte ich alle Hoffnung aufgeben, jemals einen solchen zu Gesicht zu bekommen. Ohne mich weiter zu besinnen, wendete ich das Pferd wieder und ritt, so gut es gehen wollte, dem Orte zu, von welchem das Geräusch herkam, wobei mir die früher von den großen Thieren getretenen Pfade gut zu Statten kamen.

Nach fünf Minuten erreichte ich eine kleine Anhöhe, von wo aus ich zu meiner Freude einen großen männlichen Elephanten erblickte, der in einer Entfernung von hundert Schritten gemächlich das Laub und die Zweige des Baumes abweidete, den er so eben niedergelassen hatte. Da ich unter dem Winde von ihm war, so hatte er mich nicht gewittert, und jetzt war die Zeit zum Handeln, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. Wie bedauerte ich's nun, meine Leute und meine Hunde nicht bei mir zu haben. Kehrete ich aber zu ihnen zurück, so konnte mir das längst ersehnte Wild mittlerweile aus dem Garne gehen, und ich beschloß deshalb mit jener Sorglosigkeit, die dem glücklichen Jäger sehr bald zur zweiten Natur wird, den Elephanten allein anzugreifen, wobei ich mich auf mein gutes Glück verließ, das mir so oft schon aus den verzweifelsten Lagen herausgeholfen hatte.

Etwas abseits biegend, wo mir eine dichte Gruppe Bäume eine hinlängliche Deckung gewährte, näherte ich mich dem riesigen Thiere vorsichtig bis auf sechszig Schritte, zielte auf eine Stelle neben der linken Schulter und feuerte.

Der Knall meiner Flinte und der Schmerz, den die Kugel ihm verursachte, erregte die Aufmerksamkeit des Elephanten und zugleich seinen Zorn. Ueberdies hatte mein Pferd, nach dem Schusse, einen Sprung vorwärts gemacht und uns so den Blicken des Thieres vollständig bloßgestellt. Anstatt, wie ich erwartet hatte, sich zur Flucht zu wenden, machte es seinem Zorne durch einen lauten wilden Trompetenton Luft und stürzte gerade den Weg, ohne rechts oder links ab-

zuweichen, auf mich zu, indem es die kleinen Äaume zerstückte, gleich als wären's bloße Ruten.

Meinem schnellen Roffe die Sporen gebend, jagte ich vor ihm her und gewann bald die Ueberzeugung, daß es mir ein Leichtes sei, das näthende Thier in einer gewissen Entfernung zu halten. Dies machte mich kühn, und in dem Augenblick, wo der Elephant die Verfolgung aufgab, wendete ich mein Pferd und schoß den zweiten Lauf meiner Jagdbüchse auf ihn ab. Wie das erste Mal, so stürzte er auch jetzt wieder auf mich ein, doch ohne mich zu erreichen. Diesmal aber konnte ich, als er Halt machte, zu meinem Aerger nichts weiter thun, weil meine Flinte leer und keine andere zur Hand war. Zwar begann ich so schnell als möglich wieder zu laden, allein mein Pferd, an diese Art Jagd nicht gewöhnt, wurde dabei so unruhig, daß ich absteigen mußte, um mit dem Laden fertig zu werden.

Darüber verstrich mehr Zeit, als mir lieb war, und mittlerweile machte sich der verwundete Elephant in kurzem Trab davon, so daß ich ihn, als ich wieder auf's Pferd gestiegen, aus den Augen verloren hatte. Ich folgte deshalb eine gute Strecke seiner breiten Fährten und kam eben in die Nähe eines Dorngebüschs, als er gerade, ganz unerwartet, mit lautem Trompetenton, einen neuen Angriff auf mich machte. Mein Pferd wurde scheu, drehte sich plötzlich um, strauelte in seiner Eile über einen ungesessenen Baum und stürzte zusammen, während ich selbst über seinen Kopf hinweg auf dem Sattel flog. Noch ehe es sich wieder aufraffen konnte, war der wüthende Elephant an seiner Seite und versetzte ihm mit seinem gewaltigen Rüssel einen Schlag, der ihm Kreuz und Rippen brach. Dann packte er es um den Hals, beb's in die Höhe und schleuderte es wieder als leblose Masse auf den Boden.

Meine Lage war jetzt äußerst arfährlich, aber ich war so wüthend über den Verlust meines Lieblingspferdes, daß ich mehr an Rache als an meine Sicherheit dachte. Mein Sturz hatte weder mich noch meine Flinte beschädigt, und sobald ich mich wieder auf festen Füßen befand, erhob ich das Gewehr und schoß beide Läufe zugleich ab, indem ich mitten auf die Stirne des Elephanten zielte. Beide Schüsse hatten richtig getroffen, aber anstatt das wüthende Thier zu tödten, wie ich gehofft hatte, dienten sie nur dazu, seine Wuth noch mehr zu entflammen und, ein newt trompetenartiges Blasen ausstößend, stürzte es auf mich ein.

Zum
Baum,
flüchten
der mich
Sorglos
Angetre
griff an
nen and
fahren
len, die
Feind n
 gelang,
Augenb
und Jag
ich mein
Raum l
Elephan
Flinte,
dem Rü
abend,
Ich b
neidens
Walde,
verschö
lanerte,
in der
mag sich
len, als
stimmer
Mein
hörten,
gern Zel
Elephan
davon
bald wi
den Ba
Pferd u
weches
Jetzt
Angriff
und m
nachder
Wiesen
überwa
Wale u
Minute
lauten
Dies
wegen
in Eris
schließl
den bei
ger gef

Ich b
neidens
Walde,
verschö
lanerte,
in der
mag sich
len, als
stimmer
Mein
hörten,
gern Zel
Elephan
davon
bald wi
den Ba
Pferd u
weches
Jetzt
Angriff
und m
nachder
Wiesen
überwa
Wale u
Minute
lauten

Mein
hörten,
gern Zel
Elephan
davon
bald wi
den Ba
Pferd u
weches
Jetzt
Angriff
und m
nachder
Wiesen
überwa
Wale u
Minute
lauten

Mein
hörten,
gern Zel
Elephan
davon
bald wi
den Ba
Pferd u
weches
Jetzt
Angriff
und m
nachder
Wiesen
überwa
Wale u
Minute
lauten

Mein
hörten,
gern Zel
Elephan
davon
bald wi
den Ba
Pferd u
weches
Jetzt
Angriff
und m
nachder
Wiesen
überwa
Wale u
Minute
lauten

und, so weit es die Kette zuläßt, kommt er ihr entgegen. Er richtet sich an ihr empor, leckt das Kind und kehrt dann langsam, den Kopf oft ihr zuwendend, seinem Stalle zu, gleichsam als wolle er sie einladen. Die unglückliche Mutter magt's und legt ihr armes Kind in das warme Stroh. Hektor schmiegt sich an es an und beleckt es lieblosend. Gebückt kniet sie vor der Hürte und schaut des Hundes Liebkosungen mit an. Sie denkt, da wäre noch Platz genug für dich, kriecht hinein und schmiegt sich von der andern Seite an ihr Kind, das ruhig entschlummert.

Darum also bellte Hektor nicht, als wir ankamen und als der fremde Schlitten vorüber fuhr; darum kam er nicht, als wir seinen Namen riefen; er durfte das Kind, das ihm anvertraut worden, nicht erfrieren lassen. Unlängst hatte man ihm seine Zungen weggenommen. Vielleicht sollte der Säugling ihm ein Ersatz dafür sein.

Das gute und kluge Thier erbarmte sich des Kindes, der eigne Vater nicht. Als wir diesen am andern Morgen aussuchten und ihn in der kalten Stube fanden, deren Dielen und deren zerbrochenes Fenster von Blut starrten, — dem Blut seines Weibes und vielleicht auch seines eigenen Kindes, — als wir ihn nach seiner Frau fragten, da sagte er mit roher Gleichgiltigkeit: „Ich weiß nicht, wo sie sich herumtreibt!“ und als wir wissen wollten, was das für Blut sei, antwortete der Unmensch: „Ich habe ihr gestern ein Bißchen zu Ader gelassen.“

Meine Freunde behielten die Frau mit dem Kinde bei sich, bis sie, nach Verlauf von sechs Wochen, völlig sich erholt hatte. Der unbarmherzige Gatte und Vater wurde zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt, zum gelindesten Strafmaß, weil sein trunkener Zustand als Milderungsgrund angesehen wurde.

Eine Elephantenjagd.

(Mit einer großen Abbildung.)

„Niemals werde ich meine erste Elephantenjagd vergessen“, sagte ein alter Jäger, der einen guten Theil seines Lebens, theils mit der Jagd, theils mit dem Handel beschäftigt, in Afrika zugebracht hatte. „Ich hatte mich nach Südafrika begeben, um dort mein Glück mit der Jagd zu versuchen. Bereits mehrere Monate verweilte ich daselbst und war mit meinem Erfolge ziemlich zufrieden, aber einen Elephanten hatte ich bis jetzt, obschon ich immer nach dem In-

nern des Landes vorrückte, noch nicht zu Gesicht bekommen.

Eines Morgens, während ich eben eine Lagerreise weiter vordringen wollte, kamen etliche Eingebornen in mein kleines Zeltlager und benachrichtigten mich durch meinen Dolmetscher, daß sie zwei Stunden westwärts an einer bekannten Quelle die frischen Fährten einer kleinen Heerde Elephanten entdeckt hätten. Sie boten sich als Führer an, wenn ich Lust hätte, Jagd darauf zu machen. Diese Nachricht war mir höchst willkommen, obschon ich fürchten mußte, sie möchte mir von keinem größern Werthe sein, als so viele andere, die ich schon früher erhalten, wo sich's schließlich immer herausstellte, daß die Fährten keine frischen, sondern so alt waren, daß kein erfahrener Jäger ihnen folgen konnte, um so weniger, da der Elephant fortwährend seinen Standpunkt wechselt und dabei gewöhnlich einen Weg von fünfzehn bis zwanzig Stunden zurücklegt.

Da ich mir indeß vorgenommen hatte, keine Gelegenheit zu veräumen, so bestieg ich mein Lieblingspferd und machte mich mit meinen Leuten, die meine Reservestinten trugen, ein zweites Pferd und die Hunde führten, auf den Weg.

Der Tag war warm und klar. Die Sonne schien in ihrem herrlichsten Glanze und ihre Strahlen spielten tausendfarbig in dem Laube des alten Waldes, durch welchen der Weg nach der bezeichneten Quelle führte. Dort angelangt, war ich höchlich erfreut, als ich die frischen Fährten von sechs Elephanten neben denen von Rhinoceros, Giraffen und verschiedenen andern Thieren auffand. Aber nur die Elephantenfährten nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Unverzüglich folgte ich mit meinen Begleitern den von der Quelle sich entfernenden Spuren.

Nachdem wir so während einer Stunde fortgezogen waren, fanden wir mehrere niedergebrochene Bäume und einen langen Streifen frisch aufgeworfenen Bodens, beides Zeichen, daß die Thiere hier kürzlich in Thätigkeit waren. Aber von den Elephanten selbst war nirgend etwas zu sehen, und als meine Leute weiter die Spuren verfolgten, geriethen sie auf ältere Fährten, wurden dadurch verwirrt und erklärten mir endlich, daß sie die Verfolgung aufgeben mußten.

Ich wurde bei dieser Nachricht höchst verdrüsslich und konnte nur mit Mühe die nöthige Ruhe bewahren. Ich befahl dem Dolmetscher mit seinen Freunden auf dem Platz zu bleiben, gab mei-

nem Pferde die Sporen und sprengte davon. Wenigstens eine Viertelstunde war ich geritten, bevor ich wußte, wohin und was ich eigentlich wollte. Schon hatte ich mein Roß gewendet, um einen Ausgang zu suchen, denn unvermerkt war ich in ein wildes dorniges Dickicht gerathen, und begriff wohl, daß ich meine Sinne zusammen nehmen müsse, wenn ich mich nicht gänzlich in dieser Wildniß verirren wollte, als ich in geringer Entfernung das Brechen eines Baumes vernahm, dem mehrere Töne folgten, die dem Blasen einer Trompete glichen. Wenn das kein Elefant war, so mußte ich alle Hoffnung aufgeben, jemals einen solchen zu Gesicht zu bekommen. Ohne mich weiter zu besinnen, wendete ich das Pferd wieder und ritt, so gut es gehen wollte, dem Orte zu, von welchem das Geräusch herkam, wobei mir die früher von den großen Thieren getretenen Pfade gut zu Statten kamen.

Nach fünf Minuten erreichte ich eine kleine Anhöhe, von wo aus ich zu meiner Freude einen großen männlichen Elefanten erblickte, der in einer Entfernung von hundert Schritten gemächlich das Laub und die Zweige des Baumes abweidete, den er so eben niedergewissen hatte. Da ich unter dem Winde von ihm war, so hatte er mich nicht gewittert, und jetzt war die Zeit zum Handeln, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. Wie bedauerte ich's nun, meine Leute und meine Hunde nicht bei mir zu haben. Kehrete ich aber zu ihnen zurück, so konnte mir das längst-ersehnte Bild mittlerweile aus dem Gärne gehen, und ich beschloß deshalb mit jener Sorglosigkeit, die dem glücklichen Jäger sehr bald zur zweiten Natur wird, den Elefanten allein anzugreifen, wobei ich mich auf mein gutes Glück verließ, das mir so oft schon aus den verzweifeltsten Lagen herausgeholfen hatte.

Etwas abseits biegend, wo mir eine dichte Gruppe Bäume eine hinlängliche Deckung gewährte, näherte ich mich dem riesigen Thiere vorsichtig bis auf sechszig Schritte, zielte auf eine Stelle neben der linken Schulter und feuerte.

Der Knall meiner Flinte und der Schmerz, den die Kugel ihm verursachte, erregte die Aufmerksamkeit des Elefanten und zugleich seinen Zorn. Ueberdies hatte mein Pferd, nach dem Schusse, einen Sprung vorwärts gemacht und uns so den Blicken des Thieres vollständig bloßgestellt. Anstatt, wie ich erwartet hatte, sich zur Flucht zu wenden, machte es seinem Zorne durch einen lauten wilden Trompetenton Luft und stürzte geraden Wegs, ohne rechts oder links ab-

zuweichen, auf mich zu, indem es die kleinen Bäume zerknickte, gleich als wären's bloße Ruthen.

Meinem schnellen Roße die Sporen gebend, jagte ich vor ihm her und gewann bald die Ueberzeugung, daß es mir ein Leichtes sei, das wüthende Thier in einer gewissen Entfernung zu halten. Dieß machte mich kühn, und in dem Augenblick, wo der Elefant die Verfolgung aufgab, wendete ich mein Pferd und schoß den zweiten Lauf meiner Jagdbüchse auf ihn ab. Wie das erste Mal, so stürmte er auch jetzt wieder auf mich ein, doch ohne mich zu erreichen. Dießmal aber konnte ich, als er Halt machte, zu meinem Aerger nichts weiter thun, weil meine Flinte leer und keine andere zur Hand war. Zwar begann ich so schnell als möglich wieder zu laden, allein mein Pferd, an diese Art Jagd nicht gewöhnt, wurde dabei so unruhig, daß ich absteigen mußte, um mit dem Laden fertig zu werden. Darüber verstrich meine Zeit, als mir lieb war, und mittlerweile machte sich der verwundete Elefant in kurzem Trab davon, so daß ich ihn, als ich wieder auf's Pferd gestiegen, aus den Augen verloren hatte. Ich folgte deshalb eine gute Strecke seiner breiten Fährte und kam eben in die Nähe eines Dorngebüschs, als er gerade, ganz unerwartet, mit lautem Trompetenton, einen neuen Angriff auf mich machte. Mein Pferd wurde scheu, drehte sich plötzlich um, strauchelte in seiner Eile über einen umgefallenen Baum und stürzte zusammen, während ich selbst über seinen Kopf hinweg aus dem Sattel flog. Noch ehe es sich wieder aufraffen konnte, war der wüthende Elefant an seiner Seite und verletzete ihm mit seinem gewaltigen Rüssel einen Schlag, der ihm Kreuz und Rippen brach. Dann packte er es um den Hals, hob's in die Höhe und schleuderte es wieder als leblose Masse auf den Boden.

Meine Lage war jetzt äußerst gefährlich, aber ich war so wüthend über den Verlust meines Lieblingspferdes, daß ich mehr an Rache als an meine Sicherheit dachte. Mein Sturz hatte weder mich noch meine Flinte beschädigt, und sobald ich mich wieder auf festen Füßen befand, erhob ich das Gewehr und schoß beide Läufe zugleich ab, indem ich mitten auf die Stirne des Elefanten zielte. Beide Schüsse hatten richtig getroffen, aber anstatt das wüthende Thier zu tödten, wie ich gehofft hatte, dienten sie nur dazu, seine Wuth noch mehr zu entflammen und, ein neues trompetenartiges Blasen ausstößend, stürzte es auf mich ein.

Zum Glück befand sich neben mir ein großer Baum, hinter den ich mich noch zu rechter Zeit flüchten und so einem Schläge ausweichen konnte, der mich auf einmal von allen meinen irdischen Sorgen befreit haben würde. Als das tobende Ungethüm sich umdrehte, um einen neuen Angriff auf mich zu machen, sprang ich hinter einen andern Baum in der Nähe, und dieses Verfahren mußte ich vier- oder fünfmal wiederholen, bis es mir endlich, als mein gewaltiger Feind mit seinen Angriffen ein wenig inne hielt, gelang, einen starken Baum zu erklettern. Der Augenblick war höchst bedenklich. Mit Zittern und Zagen stieg ich immer aufwärts, während ich meinen Verfolger nicht aus den Augen ließ. Kaum hatte ich den ersten Ast erreicht, als der Elephant ruhig auf den Baum zuschritt, meine Flinte, die ich hatte zurücklassen müssen, mit dem Rüssel aufhob und, seine Wuth daran ausübend, in hundert Stücke zerschlug.

Ich befand mich jetzt wahrhaftig in keiner beneidenswerthen Lage. Allein in einem großen Walde, ohne Waffen, ohne Pferd, einem unverföhnlichen Feinde gegenüber, der nur darauf lauerte, mir den Garaus zu machen, das waren in der That keine tröstlichen Ausfichten! Man mag sich deßhalb meine Empfindungen vorstellen, als ich nach einiger Zeit rufende Menschenstimmen und Hundegebell vernahm.

Meine Leute, die mir, als sie das Schießen hörten, gefolgt waren, hätten zu keiner günstigeren Zeit erscheinen können. Als der verwundete Elephant ihr Herannahen merkte, wollte er sich davon machen, aber die Hunde brachten ihn bald wieder zum Stehen. Hastig von dem schützenden Baume herabkletternd, bestieg ich ein anderes Pferd und schoß die Ladung eines frischen Gewehres auf den Elephanten ab.

Jetzt begann ein fortgesetztes Feuer, dem neue Angriffe von Seiten des verwundeten Thieres und mein jedesmaliger Rückzug folgten. Erst nachdem ich ihm mehr als zwanzig Kugeln in den Riesenleib gesendet hatte, gab der Elephant sich überwunden, senkte den Kopf, schwang etliche Male den Rüssel auf und ab, schwankte einige Minuten hin und her und fiel dann mit einem lauten Stöhnen auf die Seite nieder.

Dies war meine erste Elephantenjagd, die wegen der damit verbundenen Gefahren mir stets in Erinnerung bleiben wird. Der Bote meint schließlich, eine Hasen- oder Rebhühnerjagd auf den heimathlichen Feldern und Aeckern ist weniger gefährlich.

Die beiden Brüder.

In der Heiligen Schrift steht der schöne Spruch: „Laß die Sonne nicht untergehen über deinem Zorne!“ Das sind Worte, die schon Mancher gelesen und gelernt hat, ohne sich daran zu kehren, denn er geht heute und morgen und alle Tage neben seinem Nächsten her und hegt feindliche Gedanken in seinem Herzen. Und gib't nicht sogar Blutsfreunde, Brüder und Schwestern, die miteinander in Hader und Unfrieden leben. Der Bote will da von zwei Brüdern erzählen, die Jahre lang sich haßten, aber durch Gottes weise Fügung endlich zur Einsicht kamen und sich die Hand der Versöhnung reichten.

In einem kleinen Dorfe am Rhein wohnte ein begüterter Ackermann, Walter mit Namen; der hatte zwei Söhne, der eine hieß Fritz und der andere Heinrich. Dem Vater waren beide Knaben gleich lieb, und er wandte Alles an, um aus ihnen recht brauchbare Menschen zu machen. Fritz, der ältere, ein recht rühriger und kräftiger Bursche, legte sich auf die Landwirtschaft und betrieb den Ackerbau mit großem Fleiß; Heinrich, der jüngere, war schwächlicher Natur und hatte in seinen Jugendjahren mit allen Kinderkrankheiten zu kämpfen gehabt, weshalb der Vater sagte: „Heinrich, du taugst nicht zum Bauer, du mußt ein Handwerk lernen.“ Und der Heinrich kam zu einem Schneider in die Lehre und ward Geselle und, nach vollbrachter Wanderschaft, ein geschickter Meister. Am liebsten jedoch beschäftigte er sich im Garten; da zog er die schönsten Obstbäumchen, die man sich nur wünschen kann, und auch in der Blumenzucht brachte er es nach und nach weit. Der Vater aber wurde alt, und endlich kam auch für ihn die Stunde, wo er von dem Herrn über Leben und Tod abgerufen ward. Als ordentlicher und sorgsamer Hauswirth aber hatte er schon in gefunden Tagen darüber ein Testament aufgesetzt, wie er es nach seinem Tode gehalten wissen wollte. Fritz sollte die Ackerfelder bekommen, und Heinrich dagegen das väterliche Stammhaus nebst dem Obst- und Rükchengarten, wie auch die daranstoßende Wiese. Zudem erhielt er noch eine Entschädigung an baarem Gelde. Auf diese Weise hatte der Vater seinen beiden Söhnen bevorzugt.

Als nach des Vaters Beerdigung die Brüder beisammen waren, — Fritz war bereits Gatte und Vater von zwei Kindern, — sagte Heinrich: „Wenn's dir recht ist, Bruder Fritz, so

bleiben wir beieinander wohnen; ich nehme die obere Stuben für mich, und das ganze Unterehaus magst du zu deinem Gebrauche bewohnen. Dafür gibst du mir freien Tisch und was weiter dazu gehört.“

„Bin's zufrieden,“ meinte Fritz, „und es soll dir, lieber Bruder, an deiner Aufsicht nichts mangeln.“

So lebten denn die Brüder viele, viele Jahre lang in Eintracht und Frieden, und Heinrich hatte sein Schneiderhandwerk fast ganz an den Nagel gehängt und sich mit seinem Obst- und Küchengarten, mit seinen jungen Bäumen und Blumen beschäftigt, was ihm nicht nur großen Genuß und Freude gewährte, sondern auch manchen harten Thaler einbrachte. Auch verkürzte er sich dadurch manchmal die Zeit, daß er sich viel mit seines Bruders Kindern beschäftigte, denen er ein gar lieber Oheim war.

Mit Fleiß und Umsicht hatte Fritz seinen Ackerbau betrieben und durch Ankauf neuer Grundstücke sein Gut noch vergrößert. Er gehörte mit zu den wohlhabendsten Bauern der Gemeinde. Nun kam's aber seiner Frau nach und nach in den Kopf, das Bodengeschloß des elterlichen Hauses sei zu klein für ihre große Wirthschaft und ihr Mann müsse nothwendig ein neues bauen. Groß und geräumig genug war das Haus nun wohl, aber, im Grunde genommen war's der Frau zu altmodisch; sie wollte ein hübsches Gebäude von Ziegelsteinen, mit großen Fenstern und mit einer schön gemalten Stube haben. Fritz schüttelte lange Zeit den Kopf und hatte raube Ohren, denn er meinte, für das Geld, was ihm ein neues Haus kostete, könne er sich hübsche Matten und ein Duzend Kühe obendrein kaufen. Aber die Frau ließ nicht nach, ihren Mann zu quälen und machte ihm das Leben so sauer, daß er endlich, um dem Ding ein Ende zu machen, fragte: „Aber wohin sollen wir denn das Haus bauen, liebes Weib? Du willst doch nicht etwa zum Dorfe hinaus?“

„Nein,“ sagte die Frau, „der Schwager wird uns in seinem Gemüsegarten einen Bauplatz überlassen; der liegt hoch und trocken, und wird nicht vom Rhein überschwemmt.“

„Ich glaube aber nicht,“ widerredete Fritz, „daß mein Bruder, so gut er sonst auch ist, seine Einwilligung dazu gibt. Doch,“ fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „wir wollen's einmal versuchen.“

Nach dem Mittagessen brachte Fritz seinen Plan vor. Heinrich aber konnte sich nicht gleich

dazu entschließen und sagte: „Ich will darüber nachdenken.“

Und er besann sich; allein es gefiel ihm gar nicht, daß die Frau Schwägerin so hoch hinaus wollte, so stolze, hochfahrende Pläne im Kopf hatte, und daß das väterliche Stammhaus ihr nicht mehr gut genug war. Obendrein hing er so sehr an seinem Garten, daß er sich nicht entschließen konnte, auch nur den kleinsten Theil davon abzutreten. Doch, dachte er, du willst ihnen den Willen lassen; sie können sich in der anstößenden Wiese ein Haus bauen, ganz nach Herzenslust, und ich will ihnen den Bauplatz sogar umsonst lassen.

Das war recht brüderlich gedacht, allein es sagte doch der Frau nicht zu. Sie wurde dem guten Heinrich ganz gram und spinnefeind, daß er ihren Willen nicht erfüllen wollte. Dieser tröstete sich mit dem Gedanken, solches werde sich mit der Zeit wieder legen. Dieß geschah jedoch nicht, und der Unfrieden wurde von Tag zu Tag größer. Die Schwägerin verbot ihren Kindern, nicht mehr zum Döfel hinauf zu gehen, und als Heinrich einst seine kleinen Neffen hinauf rief, erhielt er von ihnen die spöttische Antwort: „Nein, Döfel Scheerenbein, wir kommen nicht; die Mutter will's nicht haben. Du bist ein falscher Geißbock!“

Da wurde auch der Heinrich böse und konnte seinem Bruder keinen freundlichen guten Tag mehr wünschen. Unfrieden verzehrt! Das ist ein altes, wahres Sprüchwort. In seinem ersten Aerger ging er sogleich in's Wirthshaus und bestellte dort für sich fortan den Tisch, und ließ dann dem Bruder die Wohnung aufkündigen. Nun war Haber und Streit völlig im Gange. Jeder Theil fühlte sich beleidigt und gekränkt, und keiner wollte nachgeben. Gott aber, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, weiß Mittel und Wege; und wenn's auch durch Trübsal geht, so führet er doch zum Besten.

Fritz hatte nun gleich angefangen, sich ein Haus zu bauen, und sobald es eben möglich war, räumte er die Wohnung seines Bruders. Ueber diesem Allen war der Winter hereingebrochen und durch anhaltendes Regenwetter schwellt der Rheinstrom zu einer drohenden Höhe an. Für den Bau seines Hauses hatte der Fritz eine so unzuverlässige Stelle gewählt, daß er seine Familie bei andern Leuten unterbringen mußte. Der Heinrich dachte: Es geschieht ihnen recht; warum wollen sie so hoch hinauf! Aber diese Schadenfreude wurde auch bestraft, denn die schäumende und brausende Fluth nahm so

überhand, daß auch Heinrich's Haus in's Wasser zu stehen kam. Immer größer und drohender stieg die Noth.

Eines Abends war Fritz mit einem Nachen zu einem neuen Hause gefahren, um zu sehen wie's allda stände. Er legte das Schiff an und kletterte in ein Fenster des zweiten Stockwerks. Hatte er nun das Fahrzeug nicht fest genug angebunden, oder war der heftige Wind daran schuld, das wußte er nicht, aber kurzum, der Nachen wurde los und trieb stromabwärts.

Während einiger Zeit blieb Fritz noch in der Fensterbrüstung; da schien es ihm plötzlich, das Haus finge an zu wanken, und in dieser Angst sprang er auf das eben vorbereitende Scheunenthor. Mittlerweile war es ganz dunkel geworden. Das festgezimmerte neue Thor trieb fort, gleich einer Flöße, und als dasselbe nach einiger Zeit anstieß, sah er, wie ein anderer Unglücklicher, der sich zu retten suchte, auch darauf sprang.

Bruder Heinrich war's, denn dieser befand sich ebenfalls in der größt'n Gefahr! Der Allgütige hatte das rettende Scheunenthor an seiner Wohnung vorübergelent. Schweigend saßen die Brüder einander gegenüber. Die ganze Nacht hindurch trieb das Thor auf dem reißenden Strome dahin, der Willkür der Wellen preisgegeben. Aber so gefährlich es war, eine schützende Hand machte über dem Brüderpaare.

Als der Morgen graute, saßen Fritz und Heinrich einander mit einem Blick voll unaussprechlicher Angst an, und letzterer rief: „Lieber Bruder, wollen wir denn so als Feinde vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen?“

„Hier, Bruder Heinrich, hier hast du meine Hand!“ sprach Fritz. Vergib mir, wie ich dir von Herzen verbe! — Und als die Brüder während dieses seligen Augenblicks ganz ihre traurige und gefährliche Lage vergaßen, trieb das rettende Thor durch einen Einbruch dem festen Lande zu, und die größte Gefahr war überstanden.

Glücklich erreichten sie das Ufer. Voll unaussprechlichen Entzückens sanken sich die versöhnten Brüder in die Arme, und ihre dankbaren Blicke richteten sich gemeinschaftlich auf zu Dem, von welchem alle Hülfe kommt.

Vergnügt gingen sie mitsammen in's nächste Dorf, trockneten dort ihre Kleider und stärkten sich mit Speise und Trank. Gern hätten sie daselbst ausgeruht, aber sie gedachten der Angst von Frau und Kindern, und schlugen daher den Weg zur Heimath ein. Sie erreichten dieselbe

aber nicht in so kurzer Zeit, als sie gebraucht hatten, um sich von ihr auf dem tobenden Gewässer zu entfernen. Erst am dritten Tage kamen sie an. Das neuerbaute Haus war spurlos verschwunden. Das Wasser aber hatte sich indessen verlaufen und man konnte wieder bis an das alte, väterliche Stammhaus gelangen. Fritz blieb etwas zurück. Heinrich erblickte seine Schwägerin und die Kinder, und hörte, wie die Mutter sagte: „Betet für den verunglückten Vater, aber auch für den Onkel Heinrich, denn ich bin durch meinen Eigensinn schuld an ihrem Tode!“

Heinrich jedoch sprang rasch herbei und rief freudig: „Da bin ich ja wieder, liebe Schwägerin, und bringe sogar noch Jemanden mit, der Euch gewiß willkommen sein wird!“

Da trat auch Fritz schnell herzu, und die Kinder hingen bald am Vater, bald am Oheim. Die Frau aber schloß Beide in ihre Arme und bat gerührt: „Vergebt mir's!“ und ließ dann ihren Thränen freien Lauf. Heinrich jedoch sagte herzlich: „Es ist Alles vergeben und vergessen, und morgen zieht ihr wieder zu mir in's väterliche Haus; da soll fortan nur Frieden und Eintracht wohnen und walten!“

Und so geschah es auch.

Der geprellte Dieb.

Der Welten, das war so einer, der am liebsten von einem Wirthshaus in's andere spazirte und dazu aus seiner großen Maserpfeife die Dampfwolken blies, daß die ganze Stube davon eingehüllt wurde. Reich war der Welten just nicht, und vom Arbeiten ward er's gar nicht; dennoch war er gut genährt, weil er's geschickt so einzurichten wußte, daß er gerade dann in die Häuser kam, wenn man zu Mittag oder zu Abend speiste. Auch verstand er's ganz meisterhaft, Diesem und Jenem von Zeit zu Zeit einen Thaler abzuleihen, verlehrt sich, auf Nimmerwiedergehen. Das hatte er auch etliche Mal bei seinem Nachbarn, dem dicken Stoffel, versucht, und es war ihm gelungen. Der Stoffel aber wurde zuletzt klug und sagte ihm rund heraus, er solle arbeiten und sich's sauer werden lassen wie andere Leute, dann werde es ihm an nichts fehlen.

Nun hatte der Stoffel eine fette Kuh verkauft und dafür achtzig blanke Thaler in acht großen Rollen erhalten. Welten war gleich bei der Hand um wieder eine Anleihe zu machen, aber Stoffel sagte kurzweg „Nein“ und trug die Rollen nebenan in seine Schlafstube und verschloß das viele

Geld in den Wandschrank. Solches merkte der Velten. Dem Stoffel war dieß gar nicht recht, denn er traute dem listigen Kamerad nicht weiter als seine Nase ging. Er ist der Kerl dazu, dachte er, der das Geld wegstibigt, wenn man am wenigsten daran denkt.

Abends hatte sich in Stoffel's Hause Nachbar Jeremias eingefunden, dessen hohe baumwollene Zispelmütze einen possirlichen Schatten auf die Wand warf, an der er sich niedergesetzt hatte. Stoffel's Frau saß am Spinnrade und trillte wacker den Faden, während der müde Stoffel sich seiner ganzen Länge nach auf der Ofenbank ausstreckte. Man sprach von theuern Zeiten und allerlei Kreuz und Leid, das sich nah und fern begeben. Da ging die Thüre auf und herein trat der faule Velten mit seinem unzertrennlichen Maserkopfe. Niemand der Anwesenden sah ihn besonders gern, er aber that, als merkte er's nicht, nahm ungeheißnen einen Stuhl und setzte sich nieder.

„Weiß Gott,“ hub er an, was das jetzt für Zeiten sind. „Kein Mensch ist seiner Habe mehr sicher, seitdem die Räuber überall umher einbrechen.“

„Wie? Was? Räuber?“ riefen alle Drei wie aus Einem Munde. „Wo sind denn die Räuber?“ Und Nachbar Jeremias fügte bedenklich hinzu: „Du lieber Gott, ich habe gestern Korn verkauft! Wenn die Diebe mir das Geld holten, so wäre ich ein armer Mann!“

Stoffel sagte zwar nichts von seiner Ruh, allein er dachte doch: Morgen will ich in die Stadt und das Geld dem Notar bringen. Besser, ich bezahle das Stück Ackerfeld damit, als daß es die Spitzbuben holen.

Die Lene aber, des Stoffel's Frau, ließ vor Schrecken den Faden aus der Hand fallen; es gruselte ihr schon durch alle Glieder. Trotzdem wollte sie etwas Näheres über die Räuber hören.

Velten rückte die Pelzmütze zurück und sagte: „Da wundere ich mich aber doch sehr! Ihr seid gewiß die Einzigen, die das nicht wissen. Es sind der Kerls wohl ein Duzend; sie ziehen von Hof zu Hof und plündern die Leute aus. Kein Mensch kennt sie, denn wenn sie einbrechen, kommen sie mit geschwärtzten Gesichtern. Sie sind bis an die Zähne bewaffnet und machen sich gar nichts drauß, ein halb Duzend Menschen um's Leben zu bringen. Gestern Nacht sind sie im Beckehanshof eingebrochen und haben dem Bauer nicht allein alles baare Geld, sondern auch ein paar frischgeschlachtete Schweine und

eine Menge Kleidungsstücke gestohlen. Anfangs wollte der Bauer sich mit seinen Knechten zur Wehre stellen, aber das hätte fast einen schlimmen Ausgang für ihn genommen.“

Was da der Velten erzählte, das hatte seine Richtigkeit, allein was nun noch kam, damit hatte er es; denn er streckte nur die Fühlhörner aus, um das Feld ein wenig zu sondiren und künftige Thaten erklärlich zu machen.

„Wer weiß,“ setzte er hinzu, „was uns noch bevorsteht! Kein Mensch ist sicher, und wer Geld im Hause hat, der mag's klüglich unter sieben Schlösser legen. Hörst du, Stoffel, du solltest dir das gut merken! Ja so, hast du kein Schießgewehr im Hause?“

„Nichts der Art; auch keinen Fingerhut voll Pulver!“ antwortete Stoffel. „Wenn ich's aber auch hätte, würde ich doch nicht so drauf loschießen, denn ein Menschenleben ist doch immer mehr werth als Geld und Gut.“

„Hast wohl recht,“ meinte Velten, „aber mit einem Säbel oder einem Dolch würdest du ihnen doch zu Leibe gehen, nicht wahr?“

„Derlei Mordzeug fehlt mir auch,“ versicherte Stoffel; „ich bin ein Mann des Friedens und möchte bei Leibe kein Menschenblut vergießen!“

„Aber, nicht wahr,“ forschte Velten weiter, „wenn so ein Räuber einbräche, hier bei dir, um deine achtzig Thaler zu holen, so würdest du dich doch keinen Augenblick lang bedenken, um ihm mit einem Brodmesser den Garaus zu machen?“

Stoffel wurde nun aufmerkamer und sagte: „Hör' einmal, Velten, für achtzig Thaler steche ich keinen tod. Solche Spitzbuben sind ein verwegenes Volk, auf alle Fälle gefaßt, und kommen sicherlich auch nicht ohne Waffen. Wer möchte da also für Geld sein Leben riskiren! Wenn bei mir einer einbrechen sollte, so ließ ich ihn lieber ruhig laufen, und dünkte, die Polizei wird ihn schon beim Krips bekommen.“

„Im Grunde hast du nicht Unrecht,“ stimmte Velten bei. „Aber, 's ist Zeit, daß ich nach Hause gehe.“ Und er stand vom Stuhl auf. Der Nachbar Jeremias machte es auch so, denn es war ihm ganz ängstlich geworden bei diesem Raub- und Mordgespräche. Die Beiden wünschten eine geruhsame Nacht und gingen fort.

Als Stoffel allein war mit seiner Frau, sagte er: „Höre, liebe Lene, der Velten hat nichts Gutes vor, scheint mir's. Ich wette, er hat's auf unsere Thaler abgesehen! Bei jedem Worte merkte ich's ihm an.“

„Schäme dich, Stoffel!“ tabelte Lene; „du

bist ein rechter Hasensfuß! Wie kannst du nur solch einen Verdacht hegen?"

"Passe nur auf, und du wirst sehen, daß ich Recht habe," meinte Stoffel; „aber ich werde ihm schon einen Kiegel vorschieben und einen Knopf vor die Nase machen.“

Sofort ging er in die Schlafkammer, nahm die Thaler aus dem Wandchränkchen, verpackte acht Bleirollen wie Geld und legte sie an die Stelle; dann ging er mit der Lene zu Bette und wartete, was da kommen würde. Die Frau wartete ebenfalls, aber die Augen fielen ihr doch allzuerübe vor Müdigkeit zu.

Gegen Mitternacht hörte Stoffel draußen ein Geräusch, und bald nachher erschien ein schwarzes Gesicht am Fenster, dessen Umrisse bei dem hellen Mondschein gut zu sehen waren. Der schwarze Kerl beschmierte die Fensterscheibe mit Seife und drückte sie ein, dann langte er durch die entstandene Oeffnung mit der Hand, schob den Kiegel zurück, öffnete den Flügel und kletterte in die Stube. Stoffel schnarchte absichtlich so laut, daß der Dieb den Kasten leicht erzbrechen konnte, ohne, wie er meinte, gehört zu werden. Mit einigen Griffen hatte er die Rollen erfaßt und schob sie in die Tasche. Jetzt schwang er sich auf die Fensterbrüstung und wollte hinauspringen. Ehe er aber damit zu Stande kam, war Stoffel rasch aufgestanden, ergriff ihn am Kopfe und schrie aus Leibeskräften: „Diebe! Diebe! Hülf! Hülf!“ Aber der Spitzbube riß sich los und eilte, so schnell er konnte, hinweg. Vor lauter Eile wurde er's gar nicht gewahr, daß seine Pelzmütze in Stoffel's Händen blieb.

Wie er sich mag gewundert haben, als er die Bleirollen statt des Geldes fand, das mag man sich leicht denken.

Am nächsten Morgen, als er mit verdrießlichem Gesichte hinter dem Ofen saß, trat Nachbar Stoffel ein und klagte ihm seine Noth, daß, während der Nacht, wirklich die Räuber gekommen und ihn schrecklich bestohlen hätten, und Welten solle ihm nun helfen, die Diebe aufzusuchen.

„Was gehen mich deine Diebe an!“ murrte Welten. „Ich habe dich ja gewarnt; warum hast du dein Geld nicht besser verwahrt?“

„Solltest du den Spitzbuben nicht kennen?“ fragte Stoffel.

„Ich habe mit keinen Dieben Bekanntschaft,“ brumnte Welten. „Laß mich ungeschoren!“

„Es kann doch wohl nicht anders sein!“ sagte Stoffel ganz fest und bestimmt, „denn als der Dieb fort war, fand ich deine Pelzmütze in mei-

ner Schlafkammer. Ich habe mir gleich vorgenommen, sie auf die Polizei zu tragen; die hat eine feine Nase und wird sicher den Spitzbuben aufreiben und an's Licht bringen.“

Welten veränderte plötzlich die Farbe und sagte verlegen: „Meine Mütze? Wie mag die dahin gekommen sein?“

„Das ist leicht zu wissen,“ entgegnete Stoffel ganz trocken. „Es ist besser, ich sage dir's gerade heraus, damit du dich nicht tiefer hineinslügst. Trotz deines schwarzen Gesichts hab ich dich recht wohl erkannt, und bin nun gekommen, mein Geld wiederzuholen. Wenn du Alles treulich zurück gibst, daß kein Groschen daran fehlt, dann will ich den leidigen Handel ganz stillschweigend liegen lassen.“

Welten sah wohl, daß kein Ausweg war, darum bekannte er weh- und demüthig. Aber mit den achtzig Thalern hatte es seinen Haken, doch, dachte er, weil ich nur Blei gestohlen habe, so kann ich auch mit Blei wieder auszahlen. Nachbar Stoffel jedoch öffnete die Rollen, und da er das Blei fand, stellte er sich sehr böse und sprach: „Nun mußt du doch dran, da hilfst nichts, denn du willst mich für meine Nachsicht noch gar betrügen. Halt an, Schurke, so geht's nicht!“

Welten schwur einen heiligen Eid, daß kein Geld in den Rollen gewesen sei.

„Ei, ei, das ist sonderbar!“ verwunderte sich Stoffel. „Da kann ich mir ja die Sache nur auf eine Art erklären: der Teufel, dem du dich mit Leib und Seele schon längst verschrieben hast, muß die Thaler verbert und verwandelt haben, wie man's oft erzählen hört. Doch, gleichviel, gib nur her; in der Hand eines ehrlichen Mannes werden die verwünschten Geldrollen wohl ihren Werth wieder erhalten. Aber höre, so leichten Kaufes sollst du mir nicht davon kommen. Du mußt die achtzig Thaler bei Heller und Pfennig an das Armenhaus bezahlen. Weil du jedoch kein Geld und kein Vermögen hast, so sollst du's durch Arbeit verdienen. Morgen fängst du an bei mir zu dreschen. Arbeit genug! In zwei Jahren muß die Schuld abbezahlt sein! Schau, Bürschen, es steht dir jetzt frei, ein ordentliches Leben zu beginnen oder in's Zuchthaus zu marschiren. Welches von beiden wählst du?“

„Arbeit! Arbeit!“ rief Welten ganz verzweifelt aus.

Da zog Stoffel die Pelzkappe aus der Tasche und gab sie ihm.

Von diesem Tag an ist Welten ein arbeitsamer Mensch geworden, hat die achtzig Thaler richtig

bezahlt und sich nachher selbst ein kleines Vermögen erworben.

Stoffel meinte, selten habe ein Diebstahl so goldene Früchte getragen. Belten aber ist noch heute der Meinung, der Gottseibeius habe ihm in jener Nacht das Geld in Blei verwandelt.

Ein nächtliches Abenteuer.

(Mit einer Abbildung.)

In einer gemüthlichen Abendversammlung befreundeter Männer, von denen mehrere schon ziemlich in der weiten Welt sich umgesehen hatten, kam auch das Gespräch auf das ferne, drüben überm großen Ozean gelegene Amerika, und einer derselben, der vor Kurzem erst von dorthier wieder nach Deutschland, seiner Heimath, zurückgekehrt war, bat freundlich um die Erlaubniß, ein nächtliches Abenteuer erzählen zu dürfen, das er vor langen Jahren dort erlebt hatte, was ihm natürlich gern und einstimmig gewährt wurde. Der Bote glaubt, seinen lieben Lesern Freude zu machen, wenn er ihnen diese Erzählung mittheilt, und sich dabei des weitgereisten Mannes eigener Worte bedient. Hier folgt sie:

Als ich zu Anfang der dreißiger Jahre genöthigt war, wegen politischer Ursachen, die mein junges, feuriges Blut mir zuzog, das theure Vaterland zu verlassen, schiffte ich hinüber nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Jung, kräftig, voll Lebenslust und mit genügenden Geldmitteln ausgerüstet, beschloß ich, erst einige Jahre lang Land und Leute kennen zu lernen, bevor ich mich zum Ankauf eines Pachtguts und dessen Anbau entscheiden wollte. Ich hatte mich schon längere Zeit in den östlichen und westlichen Staaten umgesehen, als das sogenannte Texasfieber ausbrach. Man schilderte den der Vereinigung neu angeschlossenen Landstrich als eine wahre Goldgrube; und tausendweis strömten Auswanderer dahin. Damals stand Texas noch nicht in dem schlimmen Rufe, wie später, und ich selbst fühlte große Lust in dem neuen Lande mich niederzulassen, besonders da, wie es hieß, eine deutsche Kolonie dort sollte gegründet werden. Jedenfalls wollte ich mit eigenen Augen mich überzeugen, was Wahres sei an den glänzenden, verlockenden Schilderungen. Ich schiffte mich daher in New-Orleans nach Galveston ein, und begab mich von da nach Houston. Hier kaufte ich ein Pferd, um zunächst den Niederlassungen am Rio Brazos einen Besuch abzusatteln. Sollten Land und

Einwohner meinen Erwartungen entsprechen, so war ich bereits halbwegs entschlossen mich daselbst anzukaufen.

Mein Weg führte meistens durch flache Gegenden mit zahlreichen Bächen und Flüssen, von denen etliche so tief waren, daß man nur schwimmend hinübersetzen konnte. Als ich solches eines Tags wieder versuchte, war's mein Pferd störrig und warf mich ins Wasser. Mit großer Mühe nur gelang's mir das Ufer drüben zu erreichen, woselbst ich zu meinem großen Schrecken gewahr wurde, daß das Thier in dem dichten, finsternen Wald verschwunden war, und mich so allein zurückließ in der unheimlichen Wildniß, fern von jeder menschlichen Wohnung. Da bereits die Dämmerung einbrach, so war kein Gedanke das Pferd zu verfolgen, und die Aussicht auf eine Nacht ohne Abendessen, auf des Waldes feuchtem Boden und unter wilden Thieren, war keineswegs angenehm und erfreulich.

Da mußte ich mich denn geduldig in meine Lage schicken, weil mir sonst nichts übrig blieb. Bloß mit einem Messer bewehrt, denn meine Pistolen waren in den Sattelhalftern zurückgeblieben, setzte ich, ziemlich niedererschlagen, meinen Weg fort, mir vornehmend, nicht eher Halt zu machen, bis ich zu irgend einer Ansiedelung gelangte, und sollte ich wandern müssen bis zum Tagesanbruch.

So lange es noch etwas hell blieb, ging's ziemlich gut, doch als vollständige Dunkelheit eingebrochen, hatte ich plötzlich den schmalen Reityfad verloren, und all' mein Streben ihn wiederzufinden, blieb fruchtlos, so daß ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo aus und wo an. Es blieb daher nichts übrig, als mit durchnästen Kleidern, — zum Feuermachen fehlten mir die Mittel, — die Nacht an Ort und Stelle zuzubringen. Da's in dieser einsamen Gegend nicht an wilden Thieren mangelte, so suchte ich mir einen Baum zum Nachtlager aus und setzte mich in seinen unteren Aesten zurecht. So wollte ich das neue Tageslicht abwarten.

Eine Stunde etwa hatte ich in dieser unangenehmen und langweiligen Lage zugebracht, als ich, erstaunt und zugleich erfreut, von fernher Pferdegetrapp vernahm, das sich näherte, bis ich zuletzt auch den Ton menschlicher Stimmen unterscheiden konnte, in friedlicher Unterhaltung begriffen, wie's mir schien. Ich vermuthete, daß die Herankommenden, gleich mir, Reisende seien. Wie angenehm diese Entdeckung mir war, ist leicht begreiflich! Rief ich sie beim Vorüberreiten an, so konnte ich nicht



Ein nächtliches Abenteuer.

allein wieder auf den rechten Weg, sondern wahrscheinlich auch zur nächsten Niederlassung gelangen.

Mit jedem Augenblick kamen sie näher, woraus ich schließen konnte, daß der Rosspfad nur wenige Schritte von mir entfernt war. Ich beschloß, sie nicht früher anzurufen, als bis sie gerade an mir vorüberkämen. Während ich aber so in ängstlichem Schweigen verharrte, wurde ich plötzlich durch einen Pistolenschuß, auf den der Ton eines fallenden Körpers und tiefes Köcheln folgte, gräßlich erschreckt. Dann hielten die Pferde, ungefähr fünfzig Schritte von mir entfernt, an, und ich hörte eine Stimme gedämpft und erregt sagen: „Weg mit dem Messer! Ich glaube, meine Kugel hat ihm den Garaus gemacht. Hab' Sorge, daß kein Blut an unsere Kleider komme.“

„Gut,“ sagte eine andere Stimme, „aber nun wollen wir nach dem Gelde sehen. Wo hast du die Laterne? Zünde sie an.“

Jetzt folgte ein Rauseln in den Büschen und der Schimmer eines Lichts ward sichtbar, worauf die erste Stimme ausrief:

„Da, da ist's, Jon! Wie's scheint, haben wir diesmal einen guten Fang gemacht!“

„Hier ist auch keine Uhr!“ rief die andere Stimme. Allem Anschein nach, waren's nur zwei Sprecher.

Dann sah ich wieder den Lichtschimmer, der von einer schwarzen Laterne ausging. Auch konnte ich durch die Zweige bisweilen einen Blick von den beiden Mördern erfassen. Sie banden ihre Pferde an und sprachen so leise miteinander, daß ich nichts davon verstehen konnte. Ich war im höchsten Grade aufgeregt und wußte nicht, ob ich in meinem Versteck bleiben, oder ob ich heruntersteigen, mich davonschleichen, die nächste Niederlassung auffuchen und Lärm schlagen sollte. Während ich so unschlüssig auf dem Baume verweilte und gespannt lauschte, sagte einer der Schurken in etwas lauterem Tone: „Nun, da wir Alles haben was wir brauchen, wollen wir das Begräbniß vornehmen.“

„Ist mir auch recht,“ meinte der Andere; „wir müssen ihn aber tief genug legen, daß weder Thier noch Mensch ihn entdecken kann. Geh' voraus mit der Laterne; ich will den Körper nachschleifen. Im hohlen Baum dort steht der Spaten. Suche aber weichen Boden aus, denn ich habe keine Lust die ganze Nacht hindurch zu graben. Das bezahlt sich auch nicht.“

„Wann nicht? Ich gebe dir Tausend für deinen Antheil.“

„Dummkopf, das war für's Umbringen; für's Begraben haben wir nichts. Das geschieht umsonst!“

„Still!“ rief der Erste, Jon mit Namen. „Ich habe Geräusch gehört! Kame Jemand, so...“

„So müssen wir ihn auch abthun,“ ergänzte der Andere. „Doch, rummle dich und zeige nicht mehr Licht als nöthig ist.“

Jetzt kamen die beiden Mörder gerade auf meinen Baum zu. Der Eine trug den Spaten und die Laterne, der Andere zog den Leichnam hinter sich her. Kaum zehn Schritte von mir machten sie Halt, also daß ich mehr wie einmal, wenn das Laternenlicht auf sie fiel, ihre Gesichtszüge ganz genau unterscheiden konnte. Glücklicher Weise hatten sie keine Ahnung davon, daß ein menschliches Auge ihr verbrecherisches Treiben mitansah.

Sie sprachen nur wenig, arbeiteten aber dabei desto eifriger, indem sie von Zeit zu Zeit im Graben sich ablöseten. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so hatten sie schon in dem weichen Moorboden eine ziemlich tiefe Grube gemacht, den Ermordeten wie einen todten Hund hineingeworfen, mit Erde bedeckt und diese festgetreten.

„Das wäre in Richtigkeit,“ sagte der Eine. „Nimm jetzt das Pferd, führ's zu Bagley, und heiße ihn, es unten an der Bucht zu verkaufen; die Hälfte des Erlöses kommt ihm zu.“

„Schon gut, aber Sattel und Zaum?“ fragte der Andere.

„Nah, die können sammt dem Pferde verkauft werden!“ meinte der Erste. „Der da drunten war fremd in Texas, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Jemand das Zeug erkennen wird. Ich will einstweilen das Geld zählen und theilen.“

Der Andere war nicht dieser Meinung, und verlangte, daß die Theilung sogleich vorgenommen werde. Fast wär's zu einem Streit gekommen zwischen den beiden Schurken.

„Was da!“ rief der Eine, indem er sein Pistol spannte, „hältst du mich für einen Dieb?“

„Ich habe bloß Spaß gemacht, Bill.“

„Wie's scheint, bildest du dir etwas drauf ein, daß du Jon King (König) heißest,“ sagte der Andere befänstigt. „Jetzt mache aber, daß du weiter kommst und Sorge dafür, daß Niemand dich sieht!“

Nun kehrten die Mörder auf den verlassenem Weg zurück und trennten sich dann in verschiedenen Richtungen.

Ich hatte keine Lust länger über dem Grabe des ermordeten Reisenden zu bleiben, und stieg daher, so schnell ich konnte, von meinem Baume herab, suchte den Kopfpad auf und schritt, zitternd vor Frost und Entsetzen, nach Westen zu. Es gelang mir dießmal mich auf dem Pfade zu halten, und nach einer Stunde etwa kam ich auf einen freien Platz, und erblickte in geringer Entfernung den Schimmer eines Lichts, das offenbar aus der Wohnung eines Anstieblers kam. Unter anderen Umständen, wäre mir solches höchst willkommen gewesen, allein das schreckliche, vor meinen Augen verübte Verbrechen, hatte mich vorsichtig und mißtrauisch gemacht. Ich beschloß daher, die Nacht im Freien zuzubringen, und selbst am andern Morgen jedem Fremden auszuweichen, bis ich eine hinlänglich starke Niederlassung erreicht hätte, woselbst ich, ohne Gefahr, mein schreckliches Geheimniß offenbaren konnte.

Glücklicherweise gewahrte ich zu meiner Linken, nur wenige Schritte von mir, ein weidenbesetztes Thier, und da mir der Gedanke kam, es könnte mein eigenes, entlaufenes Pferd sein, näherte ich mich ihm vorsichtig, und freute mich, meine Vermuthung verwirklicht zu sehen. Ich fing's ein und ritt auf dem Pferde weiter, bis ich, nach dreiviertel Stunden, eine beträchtliche Niederlassung erreichte, in deren Wirthshaus ich ein Unterkommen erhielt. Ich sprach jedoch nichts von meinem Abenteuer, sondern legte mich, nachdem ich mich durch Speise und Trank erquickt hatte, ruhig zu Bette.

Am folgenden Morgen erkundigte ich mich nach dem Dorfrichter und wurde sogleich in das Haus des Squire Godwin gewiesen, der, wie der Wirth mir versicherte, ein so braver Mann war als es nur einen geben konnte auf der ganzen Erde. Ich begab mich also zu ihm, in der Absicht, den schrecklichen Mord ihm zu entdecken. Man denke sich aber mein Erstaunen und mein Entsetzen, als ich in dem hochgepriesenen Richter, auf den ersten Blick, einen der gräßlichen Mörder erkannte! Ich hatte ihn ja gesehen, mit meinen eigenen Augen, wie er das Grab des armen Schlachtopfers grub. Ich erbleichte, prallte erschreckt zurück, und taumelte gleich einem Betrunknen.

„Nun, was soll dieß bedeuten, mein Herr!“ rief der Mann mit gerunzelter Stirne. „Ihr Betragen ist höchst sonderbar!“ Und auch die Stimme war die nämliche, die ich im Walde gehört.

„Bitte um Verzeihung,“ sagte ich, meine

Selbstbeherrschung wieder gewinnend; „es kam mir vor, als hätte ich Sie schon früher irgendwo gesehen. Können Sie, Herr Richter, mir vielleicht Auskunft darüber geben, ob sich in dieser Gegend hier nicht ein gewisser Henry Smith angesiedelt hat?“

„Ich weiß nicht das Geringste von einem solchen Manne,“ entgegnete der Richter, und blickte mich immer noch argwöhnisch an.

Einige weitere Fragen über einen Mann, von dem ich selbst nie etwas gehört hatte, schienen mir die Gewißheit zu geben, daß Henry Smith sich nicht in dieser Gegend befände. Höflich mich entschuldigend wegen der ihm verursachten Störung, empfahl ich mich hierauf dem Richter.

Auf dem Rückwege zum Wirthshaus begegnete mir auch der andere Mörder. Er schritt mit so unschuldigem Gesicht einher, als hätte er keine Frevlthat auf dem Gewissen.

„Wer ist der Herr, welcher da vorübergeht?“ fragte ich den Wirth, und erhielt zur Antwort: „Das ist Jon King, unser Gerichts-Beisitzer.“

Na, das waren einmal saubere Fußstizbeamten. Ich war nur noch einige Stunden von dem Orte entfernt, woselbst ich mich niederzulassen gedachte, ritt jedoch nicht weiter, sondern reiste nach Houston und von da nach Galveston zurück, und schiffte mich nach New-Orleans ein, mit dem festen Vorsatze, niemals wieder einen Fuß unter die Räuber und Mörder von Texas zu setzen.

Zwei Jahre später las ich in den Zeitungen einen kurzen Bericht über die Gefangennehmung einer Räuber- und Mörderbande, wobei unter Andern ein gewisser William Godwin und Jon King auf Befehl des Richters Lynch, das heißt, kraft eigenmächtiger und endgiltiger Volksjustiz, zum schmachlichen Tod durch den Strick verurtheilt wurden. Und pünktlich vollzog man das gerechte Urtheil.

Für werdet euch vielleicht wundern, liebe Freunde, auch im Stillen der Feigheit mich anklagen, daß ich nicht in Texas geblieben, um Zeugniß abzulegen über den Mord des fremden Mannes. Allein hätte ich, selbst ein Landfremder, Glauben gefunden? Wäre ich nicht selbst in Verdacht gerathen? Doch, dieß Alles bei Seite gesetzt, glaubt man, daß ich bei den damaligen, verworrenen und zügellosen Zuständen in Texas das Ende des Prozesses erlebt hätte? Gewiß nicht. Nach Allem was ich dort gesehen, hielt ich's für besser und gerathener das unruhige und unsichere Land gleich zu verlassen. Der Gedanke, das scheußliche Verbrechen werde, früher oder

später, doch immer seinen gerechten Lohn finden, war aber in diesem Falle für mich eine große Beruhigung, denn ich hatte mir bisweilen Vorwürfe darüber gemacht, daß ich keine wirksamen Schritte gethan, um die elenden Mörder zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Und meine beruhigende Hoffnung wurde nicht zu Schanden!

Der Betteljunge.

In der großen Stadt London, in England drüben, wohnen bekanntlich sehr viele Menschen, aber wenige von ihnen haben mehr zu bedeuten als der Lordmayor, das ist, der Maire oder Bürgermeister der ganzen reichbevölkerten Hauptstadt des Insellandes. Er ist ein vornehmer und angesehen Herr, welchen jeder Engländer hoch und werth hält, denn er ragt durch seine Trefflichkeit und Gerechtigkeit über allem Volk hervor, wie einst Saul vor dem Volke Israel. Dieser Lordmayor hat ein sehr prächtiges Haus, und da er gut bei Kasse zu sein pflegt, so braucht sich Niemand zu wundern, daß seine Speisekammer nicht leer steht und auch in der Küche niemals Mangel sich vorfindet.

Nun geschah's eines Tages, daß ein Betteljunge sich in das schöne, vornehme Haus schlich. Er war schon bis in die Küche gekommen, und ich weiß nicht wie's zunging, kein Mensch war da zu sehen, nicht Koch noch Magd, noch sonst eine Seele; bloß einige Schnepfen und wilde Enten standen, sauber und goldgelb gebraten, auf glänzenden Schüsseln und Platten, und der Wohlgeruch stieg dem Jungen ganz verführerisch in die Nase. Da packt ihn ein gierig Verlangen; er besinnt sich: Nehm ich? nehm ich nicht? Allein, noch bevor er mit seinem Sinnen zu Ende kommt, greift er zu, hat zwei Schnepfen beim Halse gepackt, macht damit Rechts um kehrt und eilt hinaus, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Alles dieß war in einem Augenblick geschehen. Aber gleich drauf erhebt sich ein Schreien; der Koch ist ihm draußen begegnet, hat ihn auch gepackt, just wie er die gebratenen Schnepfen, und führt den jungen Dieb in die Küche zurück. Der Koch schilt und schimpft wie ein Kohrspatz, und der Junge brüllt und heult, als hätte er ein Messer am Hals. Das schallt durch das ganze Haus und kommt dem Herrn Lordmayor, der droben auf sein Frühstück wartet, alsobald zu Ohren. Er schickt einen Diener hinab, um zu forschen, was da für ein Lärm und Spektakel ist. Bald bringt dieser die Bot-

schaft zurück, der Koch habe drunten einen Jungen überm Stehlen erwischt und am Kragen gefaßt. Der Lordmayor befiehlt, den Schlingel heraufzuführen, und so bringt ihn der Koch, freideweiß vor Zorn und Aerger, und tritt in die Stube, wo der Herr vor seinem Büchertisch auf dem gestickten Lehnstuhl sitzt. Jetzt wendet er sich um, und vor ihm stehen die Weiden, der Koch mit seinen Schnepfen und der Betteljunge, zitternd an Leib und Leben.

Der Lord schaute ihm eine Weile still in sein bleiches, verhungertes Gesicht, betrachtete die zerlumpten Kleider, die nichts waren als Schmutz, Flicke und Fetzen, und das wilde, angestohlene Auge, wie es ruhelos herumschweifte und mit seinen Blicken in den Boden sich einfräß.

„Hast du gestohlen?“ fragte der Lord. Der Junge gab keine Antwort. „Hast du gestohlen?“ wiederholte er. Abermals keine Antwort, doch zuckte es dem Diebe über's Gesicht, einmal um das andere, bis er endlich in Thränen ausbrach. Der Lord stand auf und ging rasch im Zimmer hin und her; dann hieß er den Koch hinausgehen.

Dieser gehorchte, worauf der Lord also zu dem Betteljungen sprach: „Du hast mich bestehlen wollen, Bursche! Wer stiehlt, den straft Gott, und die Menschen verachten ihn. Weißt du das?“ — „Der Junge starrete vor sich hin und blieb stumm wie ein Fisch. Da faßte der gute Herr seine schmutzige Hand und fragte: „Hast du früher schon einmal gestohlen?“ — „Ja.“ — „Wie oft?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Bist du schon bestraft worden?“ — „Ja.“ — „Wie vielmal?“ — „Ich mußte schon dreimal in's Zuchthaus.“ — „Wie alt bist du?“ — „Fünfzehn Jahre.“

Dem Lord fuhr's durch die Seele wie ein zweischneidig Schwert. Erst fünfzehn Jahre, und schon dreimal im Zuchthaus! Er hatte selbst einen fünfzehnjährigen Sohn, und der ging auf guten Wegen. Es war ihm, als hätte Gott den unglücklichen, verwahrlosten Knaben ihm zugeschiedt, damit er Dankbarkeit beweise für sein eigenes Kind. Er forschte weiter nach des Jungen vergangenem Leben und erfuhr aus abgebrochenen, mit Mühe herausgeholtten Antworten, folgende Umstände:

Der Junge hatte Vater und Mutter verloren, als er wenige Wochen alt war. Ein Weib nahm ihn zu sich, das selbst nichts hatte, und oben drein eine schlechte, liederliche Person war. Sie handelte mit Nachtlichtchen, Schnürbändern und Schuhwichse, womit sie in den Häusern

herumging und den Tag über auf den Straßen herumschlenderte. Den Jungen schleppte sie mit; so war von Kleinem auf seine Herberae die StraÙe. Er mußte auch für das Weib beteln; satt zu essen bekam er nie, aber desto mehr Schläge. Das dauerte sieben bis acht Jahre, da hat er sie eines Tages plötzlich nicht mehr gefunden; er suchte nach ihr in allen Gassen, fand sie aber nicht. Sie hat ihn vermuthlich im Stiche gelassen. — Nun war das arme Kind auf der Welt allein und mußte für sich sorgen. Da wurde denn an den Spazierwegen gebettelt; auch wurde der Junge bisweilen Straßenlehrer und fing einen kleinen Handel mit Schwefelhölzchen an. Allein der Verdienst war gering und der Hunger groß. Dieß trieb ihn zu einem Diebstahl; aber er wurde erappt und eingesperrt. Nach kurzer Zeit ließ man ihn wieder laufen und das Herumtreiben begann von Neuem. Er wohnte nirgends; die ganzen langen Tage und Jahre brachte er bloß auf den Straßen zu, und wenn's regnete, flüchtete er sich in einen Thorsweg oder setzte sich unter eine Treppe. Nachts schlief er in einer Bettlerherberge, weil er aber kein Geld zum Bezahlen hatte, außer etlicher Pfennigen, mußte er mit fünf oder sechs Mann Gesindel in einem Bette schlafen. Oft fehlten ihm sogar die paar Pfennige, dann kroch er Nachts in einen Winkel der Gasse, oder unter eine Brücke; das mußte sein Bett sein. War aber seine Lagerstatt bei den Schlafkameraden, dann erzählten die immer ihre wüsten, gottlosen Geschichten und Gaunerstreiche, und wie sie lange Finger machten, um den Leuten in die Taschen zu kommen. Das hat das Bürschen von ihnen gelernt und eines Sonntags mit einem Taschentuch den Anfang gemacht, denn sein Lebenslang war noch keines sein gewesen. Sieben Jahre lang trug er immer ein und dasselbe Hemd, das ihm nur vom Leibe kam, wenn er's in der Themse waschen wollte. Zuletzt aber war nichts mehr zu waschen, denn, wenn er's anfaßte, zerbröckelte das mürrbe Zeug. Auch Schuhe und Strümpfe hat er, so lange er zurückdenken konnte, niemals gehabt.

Diese ganze traurige Geschichte fragte der Lordmajor aus dem vor ihm stehenden Betteljugen heraus. „Also bist du auch niemals in die Schule gegangen?“ forschte er weiter. „Nein,“ war die kurze Antwort. „Hast du schon einmal etwas vom lieben Gott gehört?“ — „Nein, niemals.“ — „Weißt du nicht, daß der liebe Gott dich erschaffen hat?“ — „Doch, ich hab's einmal sagen hören.“ — „Und weißt du, daß

der liebe Gott uns seine Gebote gegeben hat?“ — „Nein, Herr, das hat mir noch Niemand gesagt.“ — „Aber vom guten Heiland der Menschen hast du gewiß schon gehört?“ — „Nein, den Mann hab ich noch niemals gesehen.“ — „Du wirst aber einmal sterben müssen, das weißt du doch?“ — „Ja, das weiß ich.“ — „Wo wirst du dann hinkommen, wenn du todt bist?“ — „Dann legen sie mich in einen Kasten und begraben mich.“ — „Wohl, aber wer gut und fromm gewesen ist, der kommt dann zum lieben Gott in den Himmel, und wer schlecht und gottlos gelebt hat, der wird bestraft.“ — Dieß klang dem Jungen sonderbar; davon hatte ihm noch kein Mensch etwas gesagt.

Behmüthig schaute der edle Lordmajor den unglücklichen Knaben an, und fühlte tiefes Mitleid mit ihm. — Sollte er ihn als Dieb der Polizei ausliefern? — Er vermochte solches nicht, denn er kommt dann abermals zu den Augenichtsen in's Gefängniß; und wenn er wieder frei wird, dann steht's noch schlimmer um ihn. „Du armes, armes Kind!“ rief er; „wie verlassen bist du gewesen!“ Und er dachte weiter: Gott hat ihn zu mir geschickt; ich kann ihn nicht so gehen lassen!

„Höre,“ sagte er liebeich, „du hättest verdient, daß ich dich jetzt auf die Polizei schicke und in's Gefängniß bringen lasse. Ich will das aber nicht, weil ich dich lieb habe und dir zu helfen gesonnen bin. Der treue Gott erbarmt sich deiner; du sollst ein ordentlicher, rechtschaffener Mensch werden. Sag' einmal, willst du das?“

Verwundert sah der Junge den Lordmajor an, als begreife er seine Frage nicht, und blieb stumm. Der edle Menschenfreund klingelte, und gleich erschien ein Diener. Diefem trug er auf, Brod und Fleisch zu bringen, und der Junge mußte zulangen und sich satt essen. Er that's, als ob er in seinem Leben noch keinen Bissen im Munde gehabt hätte. Sodann ward er in eine andere Stube geführt und erhielt Wäsche und Kleider von dem Sohne des Hauses, was ihm paßte wie angemessen. Vorerst aber hatte er sich von Kopf bis zu den Füßen sauber waschen müssen, und sein unordentliches Haar kämmen. Hierauf ließ der Lordmajor einen ihm bekannten Freund der Armen, Herr Wälder genannt, bitten, zu ihm zu kommen. Dieser Herr Wälder hatte sich's zur Aufgabe gesetzt, der Unglücklichen und Verlassenen, die sonst ohne Pflege und Rath sind, treulich sich anzunehmen.

Als derselbe nun beim Lordmajor erschien und

nach seinem Begehren fragte, sagte dieser: „Hier ist ein armer Junge. Ich will Alles geben, was er braucht, Kleider, Schuhe und Unterhalt. Nimm ihn zu dir, lieber Freund Walker; dein Haus werde ihm zum Vaterhaus; laß ihn dein Sohn sein, unterrichte ihn in Gottes Wort, lehre ihn lesen und schreiben, dann wollen wir ihn ein ehrlich Handwerk erlernen lassen.“

Und Walker nahm den ehemaligen Betteljugen zu sich. Er that an ihm, was nur ein Vater thun kann, und der gute Lordmayor nicht minder. Der Bursche wurde unterrichtet, lernte, beten und arbeiten. In kurzer Zeit schon konnte er lesen und schreiben und war zu manchem Dienst brauchbar. Es bekundete sich, daß er reiche Gaben hatte, die nur wie Gold unter dem Druck und Schmutz des tiefsten Elends vergraben gelegen. In seiner Seele tagte ein Erwachen, dessen Licht immer heller und heller anbrach. Er bekam auch ein ganz ander Ansehen; wurde fröhlich wie ein Kind, und lernte offen und freien Menschen und seinem Gott in's Angesicht schauen.

Aus dem zerlumpten Diebe ist ein wackerer, braver Mann geworden, der seinen Herrn lieb hat und ein Zeuge des Erbarmens ist, mit dem Gott und der freundliche Heiland die verlornen Sünder errettet und annimmt.

Möge des Lordmayors schönes Beispiel zahlreiche Nachahmer finden! An Gelegenheit dazu fehlt's leider nicht!

Eine seltsame Pflegemutter.

Der Winter des Jahres 1709, vom Dreikönigstag an bis in die zweite Hälfte des Hornungmonats, ist seit Jahrhunderten einer der furchtbarsten und kältesten für das mittlere Europa gewesen. Nicht nur auf den Landstraßen und draußen im Freien, sondern auch mitten in den lebhaftesten Gassen der Städte, in den Häusern, ja sogar in den Betten sind damals viele Leute erfroren; das stärkste Feuer in den Kaminen und Defen reichte nicht hin, ein Zimmer von mäßiger Größe nothdürftig zu durchheizen: während die eisernen Platten des Defens glühten, überzog sich sechs Schritte davon, in der Nähe des Fensters, das Wasser in einem Gefäß mit Eis. Die Thiere des Feldes und der Wälder, die Vögel unter dem Himmel gingen tausendweis zu Grunde. Die Weiher und Teiche, deren Wasser bis tief hinab ausgefroren gewesen war, verbreiteten bei ihrem Aufthauen einen verpesteten Geruch in Folge der vielen todtten Fische.

Zu dieser Zeit der Noth und des Fammers trieb sich in den Straßen von Luneville, der freundlichen Stadt im Lothringerland, ein armer Savoyardenknabe umher. Er war eine vater- und mütterlose Waife; sein älterer Bruder, der bis dahin in der Fremde sein Schutz und sein Trost gewesen, hatte, um sich einen besseren Lohn zu verdienen, einen Botengang nach Manzig übernommen, und war nicht mehr zurückgekehrt. Gleich vielen anderen Reisenden, war er unterwegs erfroren.

Der verlassene, nun allein stehende Knabe fand während des Tages bald da, bald dort in den Häusern und auf den öffentlichen Plätzen eine kleine Beschäftigung und ein Stückchen Brod; eifrig puhte er, mit den Geräthschaften seines Bruders versehen, den Leuten Stiefel und Schuhe, reinigte die Kleider, half als Bratenwender in den Küchen der Vornehmen, und Mancher, der ihn auf der Straße vor Frost weinen und zittern sah, schenkte ihm einen Sou. Wenn aber die Nacht kam, da steigerte sich sein Elend zu einem hohen Grade. Er hatte mit seinem Bruder in einem Zimmermannschuppen geschlafen; als aber die Kälte so groß wurde, konnte er es doch nicht mehr dort aushalten. Das Weib eines Stallknechts erbarmte sich seiner; sie wies ihm ein Schlafplätzchen in einem der herzoglichen Ställe an.

In diesem Stalle stand ein eiserner Käfig, der einer großen braunen Bärin zur Wohnung und zugleich zum Kerker diente, denn das Thier war sehr wild und zornmüthig. Der kleine Savoyarde, mitten in der Nacht in den Stall gekommen, wußte und ahnete nichts von dieser gefährlichen Nachbarschaft, und da es ihn in seiner leichten, dürftigen Kleidung draußen im Stalle ganz jämmerlich fror, und er, mit der Hand herumtappend, bemerkte, daß da drinnen im Käfig eine große Streu von Moos sich finde, kroch er, klein und schwächling wie er war, zwischen den eisernen Stäben hinein auf das Lager der Bärin. Diese fuhr anfangs, als der ungebetene Gast kam, brummend und schnurrend in die Höhe; der arme Knabe befahl in einem Stofsgebet seine arme Seele in Gottes Schutz. Und dieser Schutz ward ihm zu Theil, da wo er am wenigsten zu erwarten war. Die Bärin nahm den frierenden, halberstarrten Jungen zwischen ihre Lazen, schmiegte ihn an sich, und er lag an ihrer warmen Brust und auf ihrem dicken Pelz so weich und bequem. Da er seit mehreren Nächten keine Stunde ruhig geschlafen hatte, gar bald in einen tiefen, sanften Schlummer fiel.

Am Morgen erwachte der Kleine ganz neu gestärkt, kroch aus dem Käfig heraus und ging in der Stadt seinem Geschäft und dem armseligen Broderwerb nach. Am Abend kehrte er zu seiner guten Bärin zurück, welche ihm sogar etwas von ihrem Fressen, eingeweichtes Brod und Ueberbleibsel aus der herzoglichen Küche, übrig gelassen hatte. Er legte sich dann wieder zu seiner dickpelzigen Pflegemutter nieder, die ihn, wie gestern, mitleidig in ihre Lagen nahm, und an deren weicher Seite er sanfter als in einem Federbette schlief. So brachte er, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, fünf Nächte im Bärengefängniß zu; in der sechsten aber hatte er die Zeit, wo er sonst zu erwachen pflegte, verschlafen und verträumt; die Wächter, als sie der Bärin ihr Futter brachten, sahen ihn, zu größtem Schrecken, umschlungen von den gewaltigen Lagen des wilden Thiers daliegen, das jornig brummte und knurrte, daß man seinen Liebling in der Ruhe störe. Der Junge wachte jetzt auf und kam, zur gewaltigen Verwunderung Aller, ganz frisch und unverlezt aus dem Käfig heraus.

Die Sache wurde bald bekannt und machte großes Aufsehen in der ganzen Stadt. Obgleich das kleine schüchterne Männlein sich aus kindlicher Albernheit herzlich darüber schämte, daß man ihn in den Armen einer Bärin hatte liegen und schlafen sehen, mußte er dennoch auf Befehl des Herzogs Leopold und vor den Augen dieses guten Herrn, sowie seiner Prinzen und Prinzessinnen, das kühne Wagstück, — für ihn war's jedoch keins, — wiederholen, zu der Bärin in den Käfig kriechen und sich von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit umarmen und erwärmen lassen.

Der gute und menschenfreundliche Herzog Leopold verstand, was die Bärin, oder vielmehr, was Gott der Herr durch das Thun und Verhalten der Bärin ihm sagen wollte. Er erfuhr jetzt, wie verlassen und hilflos der arme Waisenknaabe in der ihm fremden Stadt lebte. Kein Mensch hatte sich gründlich seiner angenommen; auch in dem Stall würde er gleich in der ersten Nacht, die gerade eine der kältesten jenes furchtbaren Winters von 1709 war, erstoren sein, wenn der liebe Gott nicht das Herz eines wilden, sonst grimmigen und grausamen Thieres, zu einem wahrhaft mütterlichen Erbarmen angeregt hätte. Der Herzog kleidete den Knaben, nahm ihn unter seine Dienerschaft auf, ließ ihn etwas Ordentliches lernen, und aus dem bettelarmen Savoyardenjungen ist nachmals ein in

einem Geschäft sehr brauchbarer, dabei wohlbelibelter und rechtschaffener Mann geworden.

Der Geburtstag.

Es war Frühling. Durch das duftende Laub der alten Linde schien hell die leuchtende Sonne, und das Silberbächlein floß lustig durch die beschlümten Wiesen. Neben der alten Linde aber steht ein Landhaus, in welchem heute eine frohe Schaar versammelt ist. Der alte Roland feierte seinen Geburtstag, und Kinder und Kindeskinder hatten sich schon frühe eingefunden, den Theuern zu begrüßen und zu beglückwünschen. Mittag war herangekommen, und die geschäftige Anna, des Vaters Lieblingstochter, deckte unter der schattigen Linde den Tisch, um den bald die fröhliche Schaar schmeichelnd und scherzend saß. Der Anblick war überaus lieblich, den würdigen Greis so in der Mitte der Seinigen zu sehen. Nach vollbrachter Mahlzeit, erhebt der Alte seinen Becher und spricht: „Liebe Kinder und Enkel, laßt uns dem Herrn danken, der uns Speise und Trank so gütig bescherte! Auch euch sage ich meinen Dank für die Liebe und Sorgfalt, die ihr mir heute, an meinem Geburtstage, erwiesen habt. Der ist ein glücklicher Mann, vom himmlischen Vater reich gesegnet, welcher den Tag der Geburt in einem solchen Familienkreise feiern kann, wie ich ihn gefeiert habe. Alle, die Gott mir gegeben, sehe ich heute frisch und fröhlich um mich versammelt, nur Einer fehlt: unser guter Edmund! Vielleicht treibt sein Schiff jetzt auf stürmischem Meere; aber er wird auch heute unser gedenken!“ Jetzt nahm Vater Roland das Sammetkäpplein ab, richtete seinen Blick nach oben und betete: „Herr, du schenkest mir viel, und mit Demuth empfang ich die Gabe; füge zu meinem Glück nur das Eine noch hinzu: leite gütig den Sohn, daß er den heimischen Hafen glücklich erreiche. Sei du ihm Segel und Mast und behüte ihn vor allen Gefahren!“

Eine ernste Stille war eingetreten. Dann sprach Vater Roland zu den Seinen: „Ich will eure Freude nicht stören, meine Lieben; aber wie sollten wir heute, bei der Feier des Tages, nicht liebend seiner gedenken, der vielleicht in großer Gefahr schwebt! — Ergötzet und erfreuet euch nun, wie ihr es vorhabt, ich will indessen einen Gang durch's Feld machen.“

— Edmund, Roland's ältester Sohn, hatte sich dem Seedienste gewidmet und vor etwa zwei Jahren eine Reise nach dem südlichen Amerika

